



# Leseprobe

Robert Galbraith

## **Böses Blut**

Ein Fall für Cormoran Strike

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



---

Seiten: 1200

Erscheinungstermin: 16. Mai 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**Atemberaubend, labyrinthisch, episch – der 5. Cormoran-Strike-Roman ist der bislang fesselndste und faszinierendste aus der Feder von Bestsellerautorin J. K. Rowling!**

Cormoran Strike ist gerade zu Besuch bei seiner Familie in Cornwall, als er von einer Frau angesprochen wird, die ihn bittet, ihre Mutter, Margot Bamborough, ausfindig zu machen, die 1974 unter mysteriösen Umständen verschwand. Strike hatte es noch nie mit einem Cold Case zu tun, geschweige denn mit einem, der bereits vierzig Jahre zurückliegt. Doch trotz der geringen Erfolgsaussichten ist seine Neugier geweckt, und so fügt er der langen Liste an Fällen, die er und seine Arbeitspartnerin Robin Ellacott gerade in der Agentur bearbeiten, noch einen hinzu. Robin selbst hat mit einer hässlichen Scheidung und unerwünschter männlicher Aufmerksamkeit zu kämpfen – und dann natürlich mit ihren Gefühlen für Strike ...Strikes und Robins Nachforschungen zu Margots Verschwinden führen sie auf die Fährte eines vertrackten Falls mit Hinweisen auf Tarotkarten, einen psychopathischen Serienkiller und Zeugen, die nicht alle vertrauenswürdig sind. Und sie merken, dass sich selbst Fälle, die schon Jahrzehnte alt sind, als tödlich herausstellen können ...

**Sie sind Fan des außergewöhnlichen Ermittlerduos Ellacott und Strike? Dann lesen Sie auch die anderen Romane der SPIEGEL-Bestsellerreihe.**



**Autor**

**Robert Galbraith**

---

Robert Galbraith ist das Pseudonym von J.K. Rowling, Autorin der Harry-Potter-Reihe und des Romans »Ein plötzlicher Todesfall«. Die ersten vier

ROBERT GALBRAITH

Böses Blut

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel »Troubled Blood«  
bei Sphere, An Imprint of Little, Brown Book Group, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich  
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

## 2. Auflage

Copyright der Originalausgabe © J. K. Rowling 2020

The moral right of the author has been asserted.

All illustrations by the author.

*All characters and events in this publication, other than those clearly in the  
public domain, are fictitious and any resemblance to real persons, living or dead,  
is purely coincidental.*

All rights reserved.

No part of this publication may be reproduced, stored in a retrieval system,  
or transmitted, in any form or by any means, without the prior permission in  
writing of the publisher, nor be otherwise circulated in any form of binding or  
cover other than that in which it is published and without a similar condition  
including this condition being imposed on the subsequent purchaser.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2020 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Leena Flegler

Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de) nach einer Originalvorlage

Umschlagdesign: Duncan Spilling © Little, Brown Book Group Ltd 2020

Umschlagfotos: Stephen Mulcahey (Figuren); © Shutterstock.com

(Kopfsteinpflaster, Pfütze, Vögel und Textur)

KW · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-1074-0

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für Barbara Murray,  
Sozialarbeiterin, Lehrerin, engagiert in der  
Erwachsenenbildung,  
Ehefrau, Mutter, Großmutter,  
teuflich gute Bridgespielerin  
und  
beste Schwiegermutter der Welt

*Und allerorten suchten sie nach ihr,  
Spürten vergeblich nach, wo sie verblieben.  
Doch ist, welch schlimmes Los ihr ward beschieden  
Und gnadenlose Schicksalswendung, die  
Von des Geliebten Seite sie vertrieben,  
Wohl eine weidlich lange Mär...*

EDMUND SPENSER  
*Die Feenkönigin*

*Denn wenn dem nicht so wäre, würde etwas im Nichts  
verschwinden, was mathematisch absurd wäre.*

ALEISTER CROWLEY  
*Das Buch Thoth*

ERSTER TEIL

*Es zog der heit're Sommer ein ...*

EDMUND SPENSER

*Die Feenkönigin*

*Euch Kunde tun will ich von Artegall,  
Gerechter Sache unverdross'ner Streiter ...*

EDMUND SPENSER

*Die Feenkönigin*

»Du bist ein echter Cornishman, in Cornwall geboren und aufgewachsen«, sagte Dave Polworth gereizt. »Strike ist nicht mal dein richtiger Name. Von Rechts wegen bist du ein Nancarrow. Da wirst du dich ja wohl kaum als Engländer bezeichnen wollen, oder?«

An diesem warmen Augustabend war das Victory Inn so überfüllt, dass sich die Gäste vor dem Pub bis auf die breite Steintreppe drängten, die hinunter zur Bucht führte. Polworth und Strike saßen an einem Ecktisch und feierten Polworths neununddreißigsten Geburtstag mit ein paar Pints. Seit zwanzig Minuten diskutierten sie über kornischen Nationalismus. Strike kam es bedeutend länger vor.

»Ob ich mich als Engländer bezeichnen würde?«, überlegte Strike laut. »Nein, wohl eher als Briten.«

»Ach, leck mich doch, würdest du nicht«, fauchte der hitzköpfige Polworth. »Das sagst du nur, um mich zu provozieren.«

Physisch hätten die beiden Freunde nicht unterschiedlicher sein können. Polworth war klein und drahtig wie ein Jockey, sein Gesicht wettergerbt und zu faltig für sein Alter. Die son-

nengebräunte Kopfhaut schimmerte durch das schütterere Haar. Sein T-Shirt war so verknittert, als hätte er es vom Boden eines Wäschekorbs geholt, die Jeans zerrissen. Auf seinen linken Unterarm war die schwarz-weiße Flagge von Cornwall mit dem St.-Pirans-Kreuz tätowiert; die tiefe Narbe rechter Hand hatte er bei der Begegnung mit einem Hai davongetragen.

Sein Freund Strike dagegen sah aus wie ein ehemaliger Boxer – und nichts anderes war der eins zweiundneunzig große, massige Mann mit der leicht schiefen Nase und den dichten Locken. Trotz seines immerwährenden Bartschattens umgab ihn die für ehemalige Angehörige von Polizei oder Militär typische Aura von Disziplin und Ordnung, und tätowiert war er auch nicht.

»Du bist hier geboren«, beharrte Polworth. »Also bist du aus Cornwall.«

»Nach dieser Logik wärst du aus Birmingham.«

»Ach, leck mich doch«, wiederholte Polworth ehrlich gekränkt. »Als wir hierhergezogen sind, war ich zwei Monate alt. Meine Mum ist eine Trevelyan. Hier geht's um Identität – was man hier drin fühlt.« Polworth schlug sich auf Höhe seines Herzens auf die Brust. »Die Familie meiner Mum lebt seit Jahrhunderten in Cornwall...«

»Weißt du, diese Blut-und-Boden-Sache war noch nie mein...«

»Hast du von dieser letzten Umfrage gehört?«, fiel ihm Polworth ins Wort. »Wie würden Sie Ihre ethnische Herkunft definieren?«, haben sie gefragt, und die Hälfte – *die Hälfte!* – hat ›Cornwall‹ statt ›England‹ angegeben. Das ist ein gewaltiger Anstieg.«

»Soso«, entgegnete Strike. »Und als Nächstes kann man wohl ankreuzen, ob man sich für einen Dumnonier oder einen Römer hält.«

»Mach dich nur lustig«, sagte Polworth. »Du wirst schon

sehen, was du davon hast. Du bist schon viel zu lang in deinem Scheißlondon, mein Freund ... Man kann ja wohl auf seine Herkunft stolz sein, oder? Es ist nichts verkehrt daran, dass die Gemeinden mehr Befugnisse von Westminster fordern. Die Schotten machen es uns nächstes Jahr vor, pass nur auf, und wenn die erst mal unabhängig sind, gibt's kein Halten mehr. Dann werden sämtliche keltischstämmigen Völker im Land aufbegehren. Noch eins?» Er deutete auf Strikes leeres Glas.

Strike war in den Pub gekommen, um Stress und Sorgen hinter sich zu lassen, nicht um sich einen Vortrag über die Unabhängigkeitsbestrebungen Cornwalls anzuhören. Seit sie sich rund ein Jahr zuvor zuletzt gesehen hatten, schien Polworth ein noch glühenderer Anhänger von Mebyon Kernow geworden zu sein, jener nationalistischen Partei, der er mit sechzehn Jahren beigetreten war. Dave konnte Strike zum Lachen bringen wie sonst kaum jemand, aber wenn es um die Unabhängigkeit Cornwalls ging – ein Thema, das für Strike ungefähr so interessant war wie Heimtextilien oder Modelleisenbahnbau –, verstand er keinen Spaß. Kurz überlegte Strike, ob er wieder nach Hause zu seiner Tante gehen sollte, aber die Vorstellung war noch deprimierender als die Schimpftiraden seines alten Freundes über Supermarktbetreiber, die sich weigerten, in Cornwall hergestellte Produkte mit dem St.-Pirans-Kreuz zu kennzeichnen.

»Ja, gern«, antwortete Strike und schob Dave sein Glas hin. Der nickte auf dem Weg zum Tresen seinen vielen Bekannten links und rechts zu.

Strike blieb allein am Tisch zurück und sah sich gedankenverloren um. Trotz aller Veränderungen, die seine hiesige Stammkneipe im Lauf der Jahre durchgemacht hatte, war sie immer noch als der Pub erkennbar, in dem er sich als junger Mann mit seinen Kumpels getroffen hatte. Merkwürdigerweise fühlte er sich gleichzeitig ganz wie zu Hause und voll-

kommen fehl am Platz. Alles war vertraut und ihm zugleich fremd geworden.

Sein Blick wanderte ziellos über den Holzboden und die Kunstdrucke mit Meeresmotiven an den Wänden und blieb an einer Frau hängen, die mit einer Freundin am Tresen stand und ihn mit großen Augen verunsichert ansah. Sie hatte ein längliches, blasses Gesicht und dunkles Haar mit grauen Strähnen, das ihr bis zu den Schultern reichte. Sie kam Strike nicht bekannt vor, aber ihm war nicht entgangen, dass sich nicht wenige Einheimische in der letzten Stunde die Häuse verdreht hatten, um ihn anzustarren oder Blickkontakt herzustellen. Er wandte sich ab, nahm sein Handy zur Hand und tat so, als würde er eine Nachricht schreiben.

Strike war klar, dass selbst entfernte Bekannte keine noch so wichtige Gelegenheit verstreichen lassen würden, ein Gespräch mit ihm anzufangen; einen Vorwand dazu hatten sie alle, denn offenbar wusste inzwischen ganz St. Mawes, dass bei seiner Tante Joan zehn Tage zuvor Eierstockkrebs im fortgeschrittenen Stadium diagnostiziert worden war und Strike sowie seine Halbschwester Lucy mit ihren drei Söhnen sofort angereist waren, um Joan und Ted in dieser schweren Stunde beizustehen. Seit einer Woche musste er neugierige Fragen beantworten, Mitleidsbekundungen entgegennehmen und höflich Hilfsangebote ablehnen, sobald er das Haus verließ. Allmählich wusste er nicht mehr, wie er »Nein, es sieht nicht gut aus, und ja, das ist für uns alle ziemlich beschissen« noch formulieren sollte.

Mit zwei frischen Pints bahnte sich Polworth einen Weg zurück an ihren Tisch. »Hier, Diddy.« Er setzte sich wieder auf seinen Hocker.

Der alte Spitzname spielte nicht etwa, wie die meisten annehmen, ironisch auf Strikes Körpergröße an, sondern war eine Verballhornung von *didicoy*, des im Kornischen gebräuch-

lichen Ausdrucks für das fahrende Volk, und eine Anspielung auf Strikes unstete Kindheit; der Klang des Namens besänftigte Strike und erinnerte ihn wieder daran, weshalb er mit Polworth länger als mit jedem anderen befreundet war.

Fünfunddreißig Jahre zuvor war Strike mit einem Jahr Verspätung in St. Mawes eingeschult worden. Er war ungewöhnlich groß für sein Alter gewesen und hatte einen für kornische Ohren fremden Akzent gehabt. Zwar hatte er tatsächlich in Cornwall das Licht der Welt erblickt, doch seine Mutter war, sobald sie sich von der Geburt erholt hatte, mit dem Baby im Arm zurück in ihr geliebtes London geflüchtet, wo sie ihr gewohntes Nomadenleben zwischen verschiedenen Wohnungen, besetzten Häusern und wilden Partys wieder aufgenommen hatte. Vier Jahre nach Strikes Geburt war sie mitsamt Sohn und der neugeborenen Lucy nach St. Mawes zurückgekehrt, nur um in den frühen Morgenstunden erneut aufzubrechen – diesmal jedoch, ohne Strike und seine Halbschwester mitzunehmen.

Strike hatte den genauen Wortlaut der Nachricht, die Leda auf dem Küchentisch hinterlassen hatte, nie in Erfahrung gebracht. Bestimmt hatte sie Schwierigkeiten mit einem Vermieter oder Liebhaber gehabt oder auf keinen Fall irgendein Musikfestival verpassen wollen: Mit zwei Kindern im Schlepptau hatte sie nicht mehr einfach tun und lassen können, was sie wollte. Aber wie immer die Gründe für ihre immer längere Abwesenheit gelaute haben mochten: Ledas Schwägerin Joan, die so konventionell und ordnungsliebend war wie Leda flatterhaft und chaotisch, hatte kurzerhand eine Schuluniform für Strike gekauft und ihn an der örtlichen Grundschule angemeldet.

Als er der Klasse vorgestellt wurde, hatten ihn die anderen Kinder angeglotzt und teils sogar gekichert, kaum dass der Lehrer den Vornamen des Neuen – Cormoran – verkündet

hatte. Das Ganze war äußerst verwirrend für Strike gewesen, hatte ihm seine Mum doch »Hausunterricht« versprochen; er hatte versucht, seinem Onkel Ted begreiflich zu machen, dass Mum mit dem Schulbesuch bestimmt nicht einverstanden wäre, doch der sonst so nachsichtige Ted hatte dem Jungen unmissverständlich klargemacht, dass er trotzdem würde gehen müssen. Und so hatte sich Strike unter lauter fremden Kindern mit merkwürdigem Akzent wiedergefunden und – obwohl er grundsätzlich sehr selten weinte – mit einem apfelgroßen Kloß im Hals an einem alten Rollladenschreibtisch Platz genommen.

Nicht einmal Strike hatte sich je befriedigend erklären können, warum ausgerechnet Dave Polworth – der in der Klasse den Ton angab – ihn unter seine Fittiche nahm. Aus Furcht vor Strikes Größe sicher nicht: Daves beste Freunde waren zwei kräftige Fischersöhne, und Dave selbst war berüchtigt dafür, dass es sich mit seiner Streitlust umgekehrt proportional zu seiner Statur verhielt. Gleich am allerersten Schultag wurde Strike sowohl Daves Freund als auch dessen Protegé. Dave hatte es zu seinem persönlichen Anliegen gemacht, seine Klassenkameraden davon zu überzeugen, dass Strike ihren Respekt verdiente: Obwohl der Neue nicht wusste, wo seine Mum steckte, war er immerhin in Cornwall geboren und außerdem der Neffe von Ted Nancarrow von der Küstenwache. Dass er so merkwürdig redete, war letztlich nicht seine Schuld.

Trotz ihrer Krankheit hatte sich Strikes Tante gefreut, dass er eine ganze Woche geblieben war, und obwohl er am kommenden Morgen wieder abreisen würde, hatte Joan ihn an diesem Abend förmlich aus dem Haus gescheucht, damit er mit dem »kleinen Dave« Geburtstag feiern konnte. Sie legte viel Wert auf die Pflege alter Bekanntschaften und freute sich darüber, dass Strike und Dave Polworth nach so vielen Jahren immer noch miteinander befreundet waren. Für Joan war

diese Freundschaft nicht nur Beweis dafür, dass es die richtige Entscheidung gewesen war, sich den Wünschen seiner nutzlosen Mutter zu widersetzen und ihn zur Schule zu schicken, sondern auch, dass Strikes wahre Heimat Cornwall war, auch wenn er in der Zwischenzeit weit herumgekommen war und gegenwärtig in London wohnte.

Polworth nahm einen tüchtigen Schluck von seinem vierten Pint. Dann warf er der dunkelhaarigen Frau und ihrer blonden Bekannten, die Strike nach wie vor beobachteten, einen finsternen Blick zu. »Scheißtouristen.«

»Und wo wäre dein Park ohne sie?«, fragte Strike.

»Jetzt mal halblang«, entgegnete Polworth. »Wir haben zig einheimische Besucher und jede Menge Stammgäste.«

Polworth hatte vor Kurzem seine leitende Position bei einem Ingenieurbüro in Bristol aufgegeben und war Chefgärtner einer öffentlichen Parkanlage an der Küste unweit von St. Mawes geworden. Er war erfahrener Taucher und Surfer und hatte schon an Ironman-Wettbewerben teilgenommen. Seit seiner Kindheit war er ruhelos und geradezu besessen von körperlicher Aktivität. Weder sein fortschreitendes Alter noch die Büroarbeit hatten ihn zähmen können.

»Also bereust du es nicht?«, fragte Strike.

»Scheiße, nein!«, antwortete Polworth im Brustton der Überzeugung. »Ich musste einfach wieder an die frische Luft und mir die Hände schmutzig machen. Jetzt oder nie, hab ich mir gedacht. Immerhin werde ich nächstes Jahr vierzig.«

Polworth hatte sich auf die Stelle beworben, ohne seine Frau davon in Kenntnis zu setzen. Nachdem er den Job bekommen und seinen alten gekündigt hatte, hatte er die Familie vor vollendete Tatsachen gestellt.

»Und Penny hat sich damit abgefunden?«, wollte Strike wissen.

»Sie droht mir immer noch einmal wöchentlich mit der

Scheidung«, antwortete Polworth gleichmütig. »Aber es war besser so, als erst fünf Jahre lang mit ihr zu diskutieren. Und es hat ja auch prima geklappt. Die Kinder sind begeistert von der neuen Schule, und Pennys Firma hat sich bereit erklärt, sie ins Großstadtbüro zu versetzen.« Mit »Großstadt« meinte Polworth nicht etwa London, sondern Truro. »Sie ist glücklich, sie will es nur nicht zugeben.«

Das bezweifelte Strike insgeheim. Polworths Risikobereitschaft und romantische Vorstellungen gingen Hand in Hand mit seiner Neigung, unbequeme Tatsachen auszublenzen. Weil Strike aber selbst genug Probleme hatte und sich nicht auch noch um Polworth Sorgen machen wollte, hob er das volle Bierglas. »Dann herzlichen Glückwunsch«, sagte er in der Hoffnung, dass sein Freund nicht wieder auf Politik zu sprechen käme.

»Prost«, sagte Polworth. »Na, was meinst du – kommt Arsenal weiter?«

Strike zuckte nur mit den Schultern. Er befürchtete, eine Diskussion über die Champions-League-Aussichten seiner bevorzugten Londoner Fußballmannschaft könnte eine weitere Diskussion über seine mangelnde Loyalität gegenüber der kornischen Sache nach sich ziehen.

Polworth verlegte sich auf eine neue Strategie, um Strike aus der Reserve zu locken. »Und was macht das Liebesleben?«

»Momentan gar nichts.«

Polworth grinste. »Joanie ist der Meinung, dass du früher oder später mit deiner Geschäftspartnerin zusammenkommst. Wie heißt sie noch? Robin, oder?«

»Ach ja?«

»Hat sie mir vorletztes Wochenende erzählt. Da war ich bei ihnen und hab ihre Sky Box repariert.«

»Haben sie gar nicht erwähnt.« Strike deutete mit dem Bierglas auf Polworth. »Echt nett von dir, Kumpel. Besten Dank.«

Doch Strikes Ablenkungsmanöver lief ins Leere. Polworth ließ einfach nicht locker.

»Ted war der gleichen Meinung. Sie sind beide davon überzeugt, dass es früher oder später zwischen euch funkt. Oder etwa nicht?«, fragte er, als Strike sich nicht weiter dazu äußerte.

»Nein.«

»Und wieso nicht?« Polworth runzelte die Stirn. Robin schien doch – genau wie die Unabhängigkeit Cornwalls – ein für Strike naheliegendes und obendrein attraktives Zukunftsziel zu sein. »Sie sieht gut aus – weiß ich aus der Zeitung. Vielleicht nicht ganz so gut wie Mylady Berserko«, fügte Polworth hinzu; den Spitznamen hatte er Strikes Exverlobter schon vor langer Zeit verpasst. »Aber dafür ist sie zumindest nicht durchgeknallt, oder?«

Strike lachte.

»Lucy mag sie«, fuhr Polworth fort. »Ihr passt perfekt zusammen, meint sie.«

»Wann hast du denn mit Lucy über mein Liebesleben gesprochen?«, fragte Strike leicht gereizt.

»Vor ungefähr einem Monat«, sagte Polworth. »Sie war übers Wochenende zu Besuch und hatte ihre Jungs dabei. Wir haben sie zum Grillen eingeladen.«

Schweigend nahm Strike einen Schluck.

»Ihr kommt prima miteinander aus, hat sie erzählt.« Polworth ließ ihn nicht aus den Augen.

»Das stimmt.«

Mit erwartungsvoll hochgezogenen Augenbrauen sah Polworth ihn an.

»Das würde bloß alles ruinieren«, sagte Strike. »Ich will die Detektei nicht aufs Spiel setzen.«

»Verstehe. Aber hat es dich nie gereizt...?«

Es folgte eine kurze Pause. Strike gab sich alle Mühe, nicht zu der dunkelhaarigen Frau und ihrer Freundin hinüberzu-

sehen, die – da war er sich sicher – in genau diesem Augenblick über ihn redeten.

»Doch, hin und wieder schon«, gestand er. »Aber sie steckt gerade mitten in einer unschönen Scheidung. Außerdem verbringen wir sowieso schon genug Zeit miteinander. Und sie ist eine sehr angenehme Geschäftspartnerin.«

Angesichts ihrer langen Freundschaft und weil sie sich schon über Politik in die Haare geraten waren, bemühte sich Strike, seinen Unmut über Polworths Fragen hinunterzuschlucken – außerdem hatte sein Kumpel heute Geburtstag. Aber weshalb versuchten eigentlich sämtliche verheirateten Leute in Strikes Bekanntenkreis geradezu krampfhaft, andere in den Hafen der Ehe zu lotsen, sogar wenn sie selbst kein besonders leuchtendes Beispiel dafür abgaben? Die Polworths beispielsweise befanden sich im Dauerclinch. Penny hatte ihren Ehemann in Strikes Gegenwart häufiger als »blöden Penner« bezeichnet, als ihn beim Namen zu nennen, und Polworth hatte seine Freunde an nicht wenigen Abenden detailreich mit Schilderungen unterhalten, wie es ihm gelungen war, seine eigenen Wünsche und Vorhaben gegen die Interessen seiner Frau und unter ihrem Protest durchzuboxen. Beide wirkten am glücklichsten und entspanntesten in der Gesellschaft von Vertretern des jeweils eigenen Geschlechts. Bei den wenigen Gelegenheiten, da Strike anlässlich einer Feier bei ihnen eingeladen gewesen war, hatten sich die Männer in einen und die Frauen in einen anderen Bereich des Hauses zurückgezogen, als wäre dies ein unabänderliches Naturgesetz.

»Und was, wenn Robin Kinder will?«, hakte Polworth nach.

»Glaub ich nicht«, sagte Strike. »Sie liebt ihren Job.«

»Das sagen sie alle«, meinte Polworth geringschätzig. »Wie alt ist sie jetzt?«

»Zehn Jahre jünger als wir.«

»Dann will sie bald Kinder«, versicherte Polworth ihm. »So

ist das doch immer, Frauen sind da nur früher dran. Bei denen tickt die Uhr.«

»Tja, von mir kriegt sie jedenfalls keine. Ich will keine Kinder. Und je älter ich werde, desto weniger bin ich davon überzeugt, dass die Ehe das Richtige für mich wäre.«

»Das dachte ich auch, Kumpel«, sagte Polworth. »Aber dann ist mir klar geworden, dass ich auf dem falschen Dampfer war. Das hab ich dir doch erzählt, oder? Wie ich Penny am Ende doch einen Antrag gemacht habe?«

»Ich glaube nicht«, sagte Strike.

»Hab ich dir nie die Tolstoi-Geschichte erzählt?« Polworth war überrascht.

Strike, der gerade das Glas an die Lippen hatte heben wollen, ließ es verblüfft wieder sinken. Trotz seines messerscharfen Verstands hatte sich Polworth seit der Grundschule standhaft geweigert, irgendetwas zu lernen, was keinen sofortigen praktischen Nutzen hatte, und – von Betriebsanleitungen abgesehen – das gedruckte Wort stets gescheut.

»Tolstoi. Das war ein Schriftsteller«, erklärte Polworth, der Strikes Miene falsch gedeutet hatte.

»Ach«, sagte Strike. »Danke auch. Was hat Tolstoi...«

»Das will ich dir ja erklären, oder? Ich hatte mich gerade zum zweiten Mal von Penny getrennt. Sie hatte mir in einem fort in Sachen Verlobung in den Ohren gelegen, aber ich wollte nichts davon wissen. Ich sitze also mit meinem Kumpel Chris im Pub und erzähle ihm, wie satt ich es habe, dass sie ständig wieder von Verlobung anfängt – du erinnerst dich doch an Chris, oder? Großer Kerl, lispelt, du hast ihn bei Rozwyns Taufe kennengelernt. Wie dem auch sei – neben uns sitzt ein älterer Typ. Cordsakko, gewelltes Haar, ein bisschen angeschwuchelt. Ich war sauer, weil ich schon gemerkt hatte, dass er uns zuhört, und hab ihn gefragt, was es da Scheiße noch mal zu glotzen gibt. Da sieht er mir direkt in die Augen und sagt: ›Wie man nur

ein Bündel tragen und doch dabei etwas mit den Händen verrichten kann, sobald das Bündel auf den Rücken gehängt ist, so ist es auch mit der Heirat. Dies habe ich an mir erfahren, als ich geheiratet hatte. Meine Hände waren da plötzlich wieder frei. Aber ohne die Ehe ein solches Bündel mit sich schleppen heißt mit Händen laufen, die so vollgepackt sind, dass man nichts sonst zu tun vermag. Sieh Mazankow, Krupow an. Sie haben ihre Karrieren durch die Weiber zugrunde gerichtet.« Ich dachte, Mazankow und Krupow wären Kumpels von ihm, und hab ihn gefragt, was zum Geier er mir da erzählt. Er hätte Tolstoi zitiert, meint er daraufhin. Wir kommen ins Gespräch, und ich sag dir, Diddy, dieser Moment hat mein Leben verändert. Plötzlich ging mir ein Licht auf.« Polworth deutete auf die leere Luft über seinem schütterten Haar. »Der Typ hat mir die Augen geöffnet. Das ist das Dilemma des Mannes: Ich sitze da, langweile mich zu Tode, versuche vergeblich, an einem Donnerstagabend irgendwen aufzureißen, und dann geh ich doch wieder allein nach Hause und mit weniger Geld in der Tasche. Ich hab an die ganze Kohle gedacht, die für die Jagd auf Muschis draufgeht, an den ganzen Aufwand und ob ich mit vierzig immer noch einsam zu Hause sitzen und mir Pornos angucken will, und da denk ich mir: Genau das ist doch der Punkt. Deshalb gibt es die Ehe. Finde ich eine Bessere als Penny? Macht es mir echt so viel Spaß, irgendwelche Frauen in der Kneipe aufzureißen? Penny und ich kommen doch halbwegs miteinander aus. Ich hätte es viel schlechter treffen können. Sie sieht ganz gut aus. Ich hab also schon eine Muschi, die daheim auf mich wartet. Stimmt doch, oder nicht?«

»Schade, dass sie das jetzt nicht gehört hat«, sagte Strike.  
»Sie hätte sich auf der Stelle noch mal in dich verliebt.«

»Ich hab dem Cordtypen jedenfalls die Hand geschüttelt«, fuhr Polworth fort, ohne Strikes Sarkasmus zur Kenntnis zu nehmen. »Und ich hab ihn gebeten, mir den Titel des Buchs

aufzuschreiben. Dann bin ich raus aus der Kneipe, hab ein Taxi zu Pennys Wohnung genommen und an die Tür gehämmert, bis sie aufgewacht ist. Sie war auf hundertachtzig, weil sie dachte, dass ich nur da wäre, weil ich besoffen war und ficken wollte und keine Bessere auftreiben konnte. »Nein, du dumme Nuss«, hab ich gerufen, »ich bin hier, weil ich dich heiraten will.« Das Buch hieß übrigens *Anna Karenina*. War aber scheiße«, sagte Polworth und leerte sein Pint.

Strike lachte.

Polworth rülpste laut, dann sah er auf die Uhr. Er wusste, wann es an der Zeit war, nach Hause zu gehen, und hatte für lange Abschiedsszenen ebenso viel Geduld wie für russische Literatur.

»Ich muss los, Diddy.« Er stand auf. »Wenn ich vor halb zwölf zurück bin, krieg ich einen Geburtstagsblowjob. Und siehst du – genau das meine ich, Kumpel: Nur darum geht's.«

Strike gab Polworth grinsend die Hand. Polworth trug ihm noch auf, Joan schöne Grüße auszurichten und sich zu melden, sobald er wieder in der Gegend wäre. Dann drängelte er sich durch den Pub und war verschwunden.

*Dem Herz, von tiefem Schmerz geplagt, verschafft  
Nur Hoffnung auf der Qualen End Erleicht' rung...*

EDMUND SPENSER

*Die Feenkönigin*

Strike schmunzelte immer noch über Polworths Geschichte, als ihm auffiel, dass die dunkelhaarige Frau von der Bar Anstalten machte, zu ihm herüberzukommen, obwohl ihr die Blondine mit der Brille offensichtlich davon abriet. Strike leerte sein Pint, steckte sein Portemonnaie ein und vergewisserte sich, dass er seine Zigaretten in der Tasche hatte. Dann richtete er sich unter Zuhilfenahme der Wand gerade auf und setzte sich vorsichtig in Bewegung. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass er sich nach vier Pints nicht immer auf seine Beinprothese verlassen konnte. Sobald er sich sicher war, das Gleichgewicht halbwegs halten zu können, machte er sich auf den Weg nach draußen. Dabei nickte er denjenigen Bekannten, die er nicht ignorieren konnte, ohne sie vor den Kopf zu stoßen, mit ernster Miene zu, schaffte es zum Ausgang, ohne behelligt zu werden, und trat hinaus in die laue Nacht.

Auf den breiten, unebenen Steinstufen, die zur Bucht hinunterführten, drängten sich trinkende und rauchende Gäste. Strike zwängte sich zwischen ihnen hindurch und holte seine Zigaretten aus der Tasche.

An diesem milden Augustabend war das malerische Ufer voller Spaziergänger. Strike selbst hatte einen viertelstündigen Fußmarsch vor sich, der zum Teil über eine steile Anhöhe führte. Aus einem spontanen Impuls heraus überquerte er die Straße und hielt auf die Steinmauer zu, die den Parkplatz und das kleine Fährterminal vom Meer trennte. Er lehnte sich dagegen, zündete sich eine Zigarette an und starrte hinaus auf den rauchgrau-silbernen Ozean. Hier war er für einen Moment nur einer von vielen Touristen in der Dunkelheit, konnte in Ruhe rauchen und musste keine Fragen zu Joans Krankheit beantworten. Er wollte seine Rückkehr auf das unbequeme Sofa, auf dem er die letzten sechs Nächte geschlafen hatte, nach Möglichkeit hinauszögern.

Bei seiner Ankunft hatte Joan ihm eröffnet, dass es ihm als kinderlosem, ungebundenem ehemaligem Soldaten sicher nichts ausmache, im Wohnzimmer zu übernachten: »Du kannst ja überall schlafen«. Strike hatte zuvor am Telefon vorgeschlagen, sich ein Zimmer in einem Bed & Breakfast zu nehmen, statt die Kapazitäten des kleinen Hauses über Gebühr zu beanspruchen. Dies hatte Joan rundheraus abgelehnt. Dass Strike sie besuchen kam, war selten genug, und dann auch noch gleichzeitig mit seiner Schwester und seinen Nefen – nein, Joan hatte so viel wie möglich von seiner Anwesenheit haben und sich einmal mehr als Versorgerin fühlen wollen, auch wenn sie durch die ersten Chemobehandlungen geschwächt gewesen war.

Also hatte sich der große, schwere Strike, der mit einer Campingliege weitaus zufriedener gewesen wäre, ohne zu murren und Abend für Abend auf den rutschigen Satinbezug des steifen Rosshaarsofas gelegt, nur um am folgenden Morgen von seinen Neffen geweckt zu werden, die mit schöner Regelmäßigkeit vergaßen, dass sie das Wohnzimmer erst nach acht Uhr betreten sollten. Wenigstens Jack hatte den Anstand, eine

Entschuldigung zu flüstern, wenn er seinen Onkel wieder einmal aus dem Schlaf gerissen hatte. Luke, der Älteste, polterte jeden Morgen schreiend die enge Treppe hinunter und rannte kichernd an Strike vorbei in die Küche.

Außerdem hatte Luke Strikes nagelneue Kopfhörer ruiniert, und der Detektiv hatte sich verpflichtet gefühlt, so zu tun, als machte es ihm nichts aus. Sein ältester Neffe hatte es darüber hinaus für einen spaßigen Einfall gehalten, eines Morgens mit Strikes Prothese in den Garten zu laufen und seinem Onkel damit durch das Fenster zuzuwinken. Als Luke sie ihm endlich zurückgegeben hatte, hatte Strike – dessen Blase zum Bersten voll gewesen war und der die steile Treppe ohne künstliches Bein niemals bewältigt hätte – ihn so scharf zurechtgewiesen, dass der Junge den restlichen Vormittag über ungewöhnlich still gewesen war.

Unterdessen teilte Joan Strike allmorgendlich mit, dass er »gut geschlafen« habe, statt sich zu erkundigen, ob das auch wirklich stimmte; sie hatte schon immer die Angewohnheit gehabt, ihre Familie mit subtilem Druck dazu zu bringen, genau das zu sagen, was sie hören wollte. Als Strike noch in seinem Büro geschlafen hatte und stets von der Insolvenz bedroht gewesen war (was er seiner Tante und seinem Onkel selbstverständlich verschwiegen hatte), hatte Joan ihm am Telefon fröhlich erzählt, wie toll das Geschäft für ihn laufe. Auch damals hätte er es als unnötigen Affront betrachtet, ihre optimistische Einschätzung zu korrigieren. Und nachdem er seinen Unterschenkel in Afghanistan durch eine Sprengfalle verloren hatte, hatte eine weinende Joan an seinem Krankenhausbett gestanden und dem vom Morphinum benebelten Strike mitgeteilt, dass er es »doch ganz bequem« habe: »Immerhin hast du keine Schmerzen.« Er liebte seine Tante, die über weite Strecken seiner Kindheit seine Erziehung übernommen hatte, doch sobald er sich länger in ihrer Gegenwart aufhielt, beschlich ihn ein er-

drückendes, erstickendes Gefühl; ihr Beharren, in sämtlichen sozialen Belangen den schönen Schein zu wahren und unbequeme Wahrheiten zu leugnen oder zu ignorieren, ermüdete ihn auf Dauer.

Etwas glänzte im Wasser unter ihm, er sah geschmeidiges Silber und ein kohlschwarzes Augenpaar: Direkt vor Strike drehte eine Robbe träge ihre Kreise. Er betrachtete sie und fragte sich, ob sie ihn ebenfalls sehen konnte. Aus Gründen, die er nicht hätte benennen können, wanderten seine Gedanken zu seiner Geschäftspartnerin.

Ihm war bewusst, dass er Polworth nicht die ganze Wahrheit über seine Beziehung zu Robin erzählt hatte. Diese Wahrheit – die weder seinen Freund noch sonst jemanden etwas anging – lautete, dass er seine komplizierten, widersprüchlichen Gefühle nicht näher analysieren wollte: dass er beispielsweise dazu neigte, sich nach dem Klang ihrer Stimme zu sehnen, wenn er allein, gelangweilt oder niedergeschlagen war.

Er sah auf die Uhr. Robin hatte heute einen freien Tag gehabt, aber womöglich war sie noch wach. Er hatte sogar einen glaubhaften Vorwand, ihr eine Nachricht zu schreiben: Saul Morris, der Neuzugang unter ihren freien Mitarbeitern, hatte seine Monatsspesen noch nicht erstattet bekommen, und Strike hatte diesbezüglich keine Anweisungen hinterlassen; wenn er Robin dazu jetzt eine Nachricht schrieb, war es durchaus möglich, dass sie ihn anrief, um sich nach Joans Befinden zu erkundigen.

»Verzeihung?«, sagte eine nervöse Stimme hinter ihm.

Ohne sich umzudrehen, wusste Strike, dass es die dunkelhaarige Frau aus dem Pub war. Sie hatte einen Home-Countries-Akzent und klang halb entschuldigend, halb aufgeregt, wie so viele, die mit ihm über seine detektivischen Glanzleistungen reden wollten.

»Ja?« Er drehte sich um.

Die blonde Bekannte hatte sie nach draußen begleitet. Oder

war es möglich, schoss es Strike durch den Kopf, dass sie mehr waren als nur Bekannte? Zwischen den beiden Frauen, die er auf Anfang vierzig schätzte, herrschte ein schwer zu fassendes Gefühl der Vertrautheit. Beide trugen Jeans und Hemden. Die leicht wettergegerbte Drahtigkeit der Blondine ließ auf mit Wandern oder Radfahren verbrachte Wochenenden schließen. Gleichzeitig verliehen ihr die hohen Wangenknochen, die Brille und das zu einem Pferdeschwanz gebundene Haar etwas Strenges. Sie trug kein Make-up; landläufig hätte man sie wohl als »natürliche Schönheit« bezeichnet.

Die dunkelhaarige Frau war etwas zierlicher. Ihre großen grauen Augen leuchteten blass in dem schmalen Gesicht. Im Zwielflicht besaß sie eine intensive, beinahe fanatische, an eine mittelalterliche Märtyrerin erinnernde Aura.

»Sind Sie ... Sind Sie Cormoran Strike?«, fragte sie.

»Ja«, sagte er nicht unbedingt freundlich.

»Oh«, keuchte sie. »Das ... das ist wirklich sehr seltsam. Sie möchten im Augenblick bestimmt nicht ... Tut mir leid, Sie zu stören! Sie sind ja nicht im Dienst.« Sie kicherte nervös. »Ich heiße übrigens Anna, und ich wollte Sie fragen, ob ...« Sie holte tief Luft. »Ob ich bei Gelegenheit mit Ihnen über meine Mutter sprechen könnte.«

Strike schwieg.

»Sie ist verschwunden«, fuhr Anna fort. »Ihr Name ist Margot Bamborough. Sie war Allgemeinärztin, hat eines Tages nach der Arbeit ihre Praxis verlassen und wurde nie wiedergesehen.«

»Haben Sie sich schon mit der Polizei in Verbindung gesetzt?«, fragte Strike.

Anna gab ein seltsames kurzes Lachen von sich. »Natürlich. Die weiß Bescheid und hat auch ermittelt. Aber sie hat nichts herausgefunden. Meine Mutter«, ergänzte sie, »ist 1974 verschwunden.«

Das dunkle Wasser klatschte gegen die Steine. Strike glaubte, die Robbe durch die feuchten Nasenlöcher schnauben zu hören. Drei betrunkene Jugendliche torkelten an ihnen vorbei zum Anleger. Ob sie wussten, dass die letzte Fähre schon um sechs abgelegt hatte?

»Gerade, also letzte Woche«, legte die Frau hastig nach, »war ich bei einem Medium ...«

*Scheiße*, dachte Strike. Im Rahmen seiner Tätigkeit als Detektiv war er schon des Öfteren Leuten begegnet, die gegen Bezahlung übersinnliche Einsichten feilboten. Er hatte nur Verachtung für sie übrig: Seiner Meinung nach waren das ausnahmslos Blutsauger, die die Leichtgläubigen und Verzweifelten um ihr Geld brachten.

Das Tuckern eines Motorboots störte die nächtliche Stille. Aber offenbar hatten die drei betrunkenen jungen Männer genau darauf gewartet. Sie lachten, stießen einander mit den Ellbogen an und scherzten darüber, wer wohl zuerst seekrank würde.

»Das Medium hat gesagt, dass ich ein ›Zeichen‹ bekäme«, fuhr Anna fort. »Sie werden herausfinden, was mit Ihrer Mutter passiert ist. Sie werden ein Zeichen erhalten, und dann werden Sie Ihren Weg sehr bald klar vor sich sehen.« Und als ich Sie vorhin im Pub entdeckt habe – *Cormoran Strike* im Victory, das muss man sich mal vorstellen! –, war das ein so unglaublicher Zufall, dass ich Sie einfach ansprechen musste.«

Eine sanfte Brise fuhr durch Annas dunkles, silbersträhniges Haar.

»Wir sollten gehen, Anna. Na komm«, sagte die Blondine streng und legte einen Arm um Annas Schultern. Dabei blitzte ein Ehering an ihrem Finger auf. »Entschuldigen Sie die Störung«, sagte sie zu Strike.

Mit sanftem Druck versuchte sie, Anna von Strike wegzuführen. Anna schniefte und murmelte: »Tut mir leid, ich ... hab wohl zu viel Wein getrunken.«

»Moment.« Schon öfter hatte Strike seine unstillbare Neugier verflucht, seine Unfähigkeit, ein Rätsel auf sich beruhen zu lassen – insbesondere wenn er so müde und gereizt war wie heute. Doch 1974 war sein Geburtsjahr. Margot Bamboorough wurde bereits vermisst, solange er lebte. Er konnte nicht anders: Er musste mehr in Erfahrung bringen.

»Machen Sie hier Urlaub?«

»Ja«, antwortete die Blondine. »Wir haben eine Zweitwohnung in Falmouth. Eigentlich leben wir in London.«

»Ich fahre morgen Vormittag dorthin zurück«, sagte Strike (*Was zum Teufel soll das hier werden?*, fragte eine Stimme in seinem Kopf), »und könnte unterwegs bei Ihnen in Falmouth vorbeischaun ... falls es Ihnen passt.«

»Wirklich?«, keuchte Anna. Er hatte gar nicht bemerkt, dass ihre Augen feucht geworden waren, doch so musste es gewesen sein, weil sie sie jetzt trocken tupfte. »Das wäre *ganz wunderbar*. Danke. *Vielen Dank!* Ich gebe Ihnen die Adresse.«

Die Blondine schien von der Vorstellung, Strike wiederzusehen, nicht ganz so angetan zu sein. »Schon gut«, sagte sie trotzdem, noch während Anna in ihrer Handtasche kramte, »ich hab eine Visitenkarte dabei.« Sie zog ihr Portemonnaie aus der Gesäßtasche und reichte Strike eine Karte, auf der »Dr. Kim Sullivan, zertifizierte Psychologin« stand. Darunter war eine Adresse in Falmouth abgedruckt.

»Danke.« Strike steckte die Karte in seine Brieftasche. »Dann sehen wir uns morgen Vormittag.«

»Tut mir leid, vormittags bin ich in einer Telefonkonferenz«, wandte Kim ein, »aber die ist um zwölf zu Ende. Oder ist das zu spät für Sie?«

Was sie eigentlich sagen wollte, lag auf der Hand: *Sie reden nur in meiner Anwesenheit mit Anna.*

»Nein, kein Problem«, sagte Strike. »Dann bis morgen um zwölf.«

»Vielen herzlichen Dank!«, sagte Anna.

Kim nahm deren Hand, und die beiden gingen davon. Strike sah ihnen nach, bis sie aus dem Lichtkegel einer Straßenlaterne heraus waren, dann drehte er sich wieder zum Meer um. Das Motorboot mit den drei Jugendlichen war bereits abgefahren. Inzwischen wirkte es geradezu winzig in der großen Bucht, und das Dröhnen des Motors verebbte allmählich zu einem entfernten Summen.

Strike, der die Nachricht an Robin völlig vergessen hatte, zündete sich die nächste Zigarette an, nahm sein Handy heraus und googelte Margot Bamborough.

Zwei Fotografien erschienen auf dem Display: zum einen das grobkörnige Porträt einer Frau mit attraktivem, ebenmäßigem Gesicht, weit auseinanderstehenden Augen und dunkelblondem gewelltem und zu einem Mittelscheitel frisiertem Haar. Sie trug eine Bluse mit breitem Kragen über einem Häkeltop.

Das zweite Bild zeigte dieselbe Frau, nur etwas jünger und im unverkennbar schwarzen Korsett eines Playboy-Bunnys, mit schwarzen Hasenohren, einer schwarzen Strumpfhose und einem weißen Schwanzpuschel. Sie hielt ein Tablett mit Zigaretten in den Händen und lächelte in die Kamera. Hinter ihr stand eine identisch gekleidete Frau und grinste breit. Sie hatte leicht vorstehende Schneidezähne und war etwas kurviger als ihre gertenschlanke Kollegin.

Strike scrollte weiter, bis er in den Suchergebnissen auf einen berüchtigten Namen stieß.

... der jungen Ärztin und Mutter Margaret »**Margot**« **Bamborough**. Die Umstände ihres Verschwindens am 11. Oktober 1974 weisen Parallelen zu Creeds Entführungen von Vera Kenny und Gail Wrightman auf.

**Bamborough**, die in der St.-John's-Praxis in Clerkenwell arbeitete, war um achtzehn Uhr mit einer Freundin im nahe gelegenen Three Kings Pub verabredet, kam dort jedoch nie an.

Mehrere Augenzeugen beobachteten zu dem Zeitpunkt, da **Bamborough** sich auf dem Weg zu ihrer Verabredung befunden haben müsste, in der Umgebung einen weißen Lieferwagen, der mit überhöhter Geschwindigkeit unterwegs war.

Detective Inspector Bill Talbot, der die Ermittlungen im Fall der vermissten **Margot Bamborough** leitete, war schon früh davon überzeugt, dass die junge Ärztin Opfer des Serienmörders geworden war, der zu der Zeit im Südosten Londons sein Unwesen trieb. In der Kellerwohnung, in der Dennis Creed seine Opfer gefangen hielt, folterte und sieben Frauen ermordete, wurden jedoch keine Spuren von **Bamborough** sichergestellt.

Zu Creeds Markenzeichen gehörte, die Leichen seiner Opfer zu enthaupten und ...

*Doch nun von Britomart sei Euch berichtet  
Und mannigfalt'ger Fährnis und Gefahr...*

EDMUND SPENSER

*Die Feenkönigin*

Eigentlich hatte Robin Ellacott vorgehabt, an diesem Abend – nach einem ausgiebigen Bad und erfolgreich gewaschener Wäsche – gemütlich auf dem Bett in ihrer Mietwohnung in Earl's Court zu liegen und einen Roman zu lesen. Stattdessen saß sie in ihrem alten Land Rover in Torquay und starrte durch das hell erleuchtete Fenster eines Pizza Express. Sie war so erschöpft, dass sie trotz der milden Temperaturen froh, und hatte seit halb fünf Uhr morgens die Kleidung nicht gewechselt. Ihr Gesicht im Außenspiegel sah blass aus, die blauen Augen waren gerötet, das ungewaschene rotblonde Haar hatte sie sich unter eine schwarze Beanie geschoben.

Robins Hand verschwand regelmäßig in einer Tüte mit Mandeln auf dem Beifahrersitz. Trotz ihrer unregelmäßigen Arbeitszeiten versuchte sie, auf gesunde Ernährung zu achten, denn bei einer Observierung lief man Gefahr, ausschließlich zu Fast Food und Süßigkeiten zu greifen und aus schierer Langeweile Knabberereien in sich hineinzustopfen. Sie hatte die Mandeln längst satt und wünschte sich nichts sehnlicher als ein Stück von der dicken Pfannepizza mit Salami des korpulenten

ten Pärchens hinter dem Restaurantfenster. Obwohl die Luft nach Meer roch und aus den uralten Sitzen des Land Rover der hartnäckige Muff von Gummistiefeln und nassem Hund aufstieg, konnte sie die Pizza beinahe schmecken.

Das Ziel der Observierung, ein Mann, den sie und Strike aufgrund seines schlecht sitzenden Toupets »Wuschel« gekauft hatten, befand sich momentan außerhalb ihres Blickfelds. Er hatte die Pizzeria eineinhalb Stunden zuvor in Begleitung dreier weiterer Personen betreten. Wenn Robin den Hals reckte und den Kopf in den Spalt über dem Beifahrersitz schob, konnte sie eine davon sehen, einen Teenager mit eingegipstem Arm. Etwa alle fünf Minuten hielt sie nach ihm Ausschau, um sich zu vergewissern, dass die vier noch am Tisch saßen. Bei ihrem letzten Kontrollblick war gerade Eis zum Nachtschiff serviert worden. Jetzt konnte es nicht mehr allzu lang dauern.

Robin kämpfte gegen eine tiefe Niedergeschlagenheit an, die zu einem nicht geringen Teil ihrer Erschöpfung, ihres von den vielen Stunden auf dem Fahrersitz verspannten Körpers und dem Verlust ihres heiß ersehnten freien Tages geschuldet war. Weil Strike sich für eine ganze Woche hatte abmelden müssen, war sie gezwungen gewesen, zwanzig Tage am Stück durchzuarbeiten. Eigentlich hätte Sam Barclay, der beste freie Mitarbeiter der Detektei, heute Wuschels Observierung in Schottland übernehmen sollen, doch Letzterer hatte überraschenderweise den Flug nach Glasgow nicht angetreten und war stattdessen nach Torquay gefahren. Robin war nichts anderes übrig geblieben, als ihm zu folgen.

Selbstverständlich hatte ihre Niedergeschlagenheit noch weitere Gründe. Einen gestand sie sich freimütig ein, bei dem anderen machte sie sich Vorwürfe, weil sie überhaupt darüber nachdachte.

Ersterer und statthafter Grund war ihre laufende Schei-

dung, die mit jeder Woche unangenehmer wurde. Nachdem Robin herausgefunden hatte, dass ihr Ehemann eine Affäre hatte, war es zu einem letzten unterkühlten, verbitterten Treffen gekommen – zufälligerweise ebenfalls in einem Pizza Express, der sich in der Nähe von Matthews Büro befand. Sie hatten sich auf eine einvernehmliche Scheidung nach einer zweijährigen Trennungsphase geeinigt. Robin war zu ehrlich, um so zu tun, als wäre sie selbst völlig unschuldig am Scheitern ihrer Beziehung. Sie war zwar nicht untreu gewesen wie Matthew, hatte sich aber auch nicht hundertprozentig auf die Ehe eingelassen. Bei fast jeder Gelegenheit hatte sie ihrem Job den Vorzug vor Matthew gegeben und am Ende tatsächlich nur auf einen Grund gelauert, ihn zu verlassen. Dass er eine Affäre hatte, war ein Schock, aber auch eine Erleichterung für sie gewesen.

In den zwölf Monaten, die seit jener Pizza mit Matthew vergangen waren, hatte es Robin allmählich gedämmert, dass ihrem Nochehemann ganz und gar nicht an einer »einvernehmlichen« Lösung gelegen war. Er gab allein Robin die Schuld am Scheitern ihrer Ehe und war fest entschlossen, sie dafür bezahlen zu lassen – sowohl in emotionaler als auch in finanzieller Hinsicht. Das gemeinsame Bankkonto, auf dem sich der Erlös ihres Hauses befand, wurde eingefroren, während die Anwälte darüber stritten, welcher Anteil Robin rechtmäßig zustand, weil sie doch so viel weniger als Matthew verdient habe; in ihrem letzten Schreiben hatte die Gegenseite sogar ganz unverblümt spekuliert, sie habe ihn wohl nur um eines finanziellen Status willen geheiratet, den sie aus eigener Kraft nie erreicht hätte.

Jedes neuerliche Schreiben von Matthews Anwalt sorgte bei Robin für Stress, Wut und Trübsal. Ihre eigene Anwältin hatte bereits gemutmaßt, dass Matthew sie offenbar dazu zwingen wollte, Geld, das sie nicht hatte, für juristisches Ge-

rangel auszugeben und so ihre Ressourcen zu erschöpfen – eine Erkenntnis, für die Robin nicht eigens eine Anwältin gebraucht hätte.

»Eine so schwierige Scheidung eines kinderlosen Ehepaars ist mir noch nie untergekommen«, hatte die Anwältin gesagt, was auch kein Trost gewesen war.

Matthew beanspruchte derzeit ebenso viel von Robins geistiger Kapazität wie während ihrer Ehe. Obwohl sie inzwischen völlig verschiedene Lebenswege eingeschlagen hatten, meinte sie gelegentlich, seine Gedanken lesen zu können: Er war schon immer ein schlechter Verlierer gewesen und glaubte deshalb, aus dieser peinlich kurzen Ehe als Sieger hervorgehen zu müssen, indem er Robin die alleinige Schuld für ihr Scheitern zuschob und das ganze Geld einstrich.

Als wäre dies nicht schon Grund genug, um gedrückter Stimmung zu sein, gab es noch eine weitere, sich weitaus schwieriger einzugestehende Ursache. Schon allein dass sie darüber nachgrübelte, ärgerte sie.

Es war gestern im Büro passiert. Saul Morris, ihr Neuzugang, hatte seine Monatsspesen noch nicht erstattet bekommen. Nachdem Robin Wuschel bis zum Familienwohnsitz in Windsor gefolgt war, war sie in die Denmark Street zurückgekehrt, um Morris auszubezahlen.

Er arbeitete seit sechs Wochen für die Detektei. Der ehemalige Polizist mit dem schwarzen Haar und den hellblauen Augen war unbestreitbar ein gut aussehender Mann, dennoch fühlte sich Robin in seiner Gegenwart unbehaglich. Wenn er mit ihr sprach, senkte er vertraulich die Stimme. Jede noch so simple Kommunikation war begleitet von pikanten Bemerkungen und allzu persönlichen Kommentaren. In ihrer Nähe ließ er keine Zweideutigkeit aus. Robin verwünschte den Tag, an dem sie herausgefunden hatten, dass sie beide gerade in Scheidung lebten. Er schien zu glauben, dass dies zwangsläufig zu

einer größeren Intimität zwischen ihnen führte und er sich daher umso mehr herausnehmen durfte.

Robin hatte gehofft, im Büro zu sein, bevor Pat Chauncey – ihre neue Sekretärin – Feierabend machte, doch als sie die Treppe hinaufgestürmt war, war es bereits zehn nach sechs gewesen, und Morris hatte vor der verschlossenen Tür auf sie gewartet.

»Tut mir leid«, sagte Robin. »Der Verkehr war die Hölle.«

Sie handigte Morris die Spesen in bar mit Geld aus dem neuen Safe aus und teilte ihm dann kurz angebunden mit, dass sie gleich nach Hause müsse, doch Morris hing an ihr wie eine Klette und wollte ihr unbedingt noch von den jüngsten nächtlichen SMS seiner Ex-Frau berichten. Robin blieb höflich und distanziert. Dann klingelte das Telefon auf ihrem alten Schreibtisch. Normalerweise hätte sie gewartet, bis der Anrufbeantworter anging, doch diesmal nutzte sie die Gelegenheit, um das Gespräch mit Morris zu beenden.

»Entschuldigung, da muss ich drangehen. Einen schönen Abend noch«, sagte sie und nahm den Hörer ab. »Detektei Strike, Robin am Apparat.«

»Hi, Robin«, sagte eine rauchige Frauenstimme. »Ist der Chef da?«

Auch wenn das erste und bislang einzige Gespräch, das Robin mit Charlotte Campbell geführt hatte, drei Jahre zurücklag, wusste sie augenblicklich, wer am anderen Ende der Leitung war. Jene wenigen Worte, die sie damals mit Charlotte gewechselt hatte, hatte sie seither mit geradezu lächerlicher Besessenheit analysiert. Natürlich war ihr sofort der süffisante Unterton aufgefallen, als fände Charlotte sie irgendwie amüsant, und auch dass sie Robin beim Vornamen genannt und Strike als »Chef« bezeichnet hatte, war Anlass zu mannigfaltigen Gedankenspielen.

»Nein, tut mir leid«, antwortete Robin und griff nach einem

Stift, während ihr Herz einen Tick schneller schlug als zuvor.  
»Soll ich ihm etwas ausrichten?«

»Könnten Sie ihn bitten, Charlotte Campbell anzurufen?  
Ich habe etwas für ihn. Meine Nummer hat er.«

»In Ordnung.«

»Vielen Dank«, sagte Charlotte immer noch leicht amüsiert.  
»Wiederhören.«

Pflichtbewusst schrieb Robin »Charlotte Campbell hat angerufen, sie hat etwas für dich« auf einen Zettel und legte ihn auf Strikes Schreibtisch.

Charlotte war Strikes Exverlobte. Sie hatten ihre Verbindung drei Jahre zuvor am selben Tag aufgelöst, an dem Robin von der Zeitarbeitsfirma zur Detektei geschickt worden war. Obwohl Strike kaum ein Wort über die Angelegenheit verlor, wusste Robin, dass er insgesamt sechzehn Jahre mit Charlotte liiert gewesen war (»mal mehr, mal weniger«, wie Strike gern betonte, weil die Beziehung bis zum endgültigen Aus auch schon zuvor viele Male für beendet erklärt worden war), dass sich Charlotte, nur zwei Wochen nachdem Strike Schluss gemacht hatte, mit ihrem jetzigen Ehemann verlobt hatte und inzwischen Mutter von Zwillingen war.

Doch das war noch nicht alles. Nachdem Robin Matthew verlassen hatte, war sie für fünf Wochen in Nick und Ilsa Herberts Gästezimmer untergeschlüpft. Die beiden gehörten zu Strikes besten Freunden, und auch Robin und Ilsa hatten sich in der Zeit angefreundet und trafen sich immer noch regelmäßig auf einen Drink oder einen Kaffee. Ilsa machte aus ihrer festen Überzeugung, es sei nur eine Frage der Zeit, bis Strike und Robin erkannten, dass sie »wie füreinander gemacht« seien, keinen Hehl: »Je schneller, umso besser«. Robin musste Ilsa in schöner Regelmäßigkeit darum bitten, derlei Anspielungen zu unterlassen, und ihr versichern, dass es ihr vollkommen ausreiche, in Freundschaft und Arbeitspart-

nerschaft mit Strike verbunden zu sein. Doch Ilsa ließ sich in ihrem Optimismus nicht beirren.

Robin mochte Ilsa sehr gern. Trotzdem war ihre Bitte, weitere Verkuppelungsversuche zu unterlassen, ernst gemeint. Strike sollte auf keinen Fall auf die Idee kommen, dass sie die treibende Kraft hinter Ilsas wiederholten Versuchen war, Treffen zu viert zu organisieren, die verdächtig nach Pärchenabend klangen. Strike hatte die letzten beiden Anfragen dieser Art unter dem Vorwand abgelehnt, zu viel zu tun zu haben. Obwohl es durchaus der Wahrheit entsprach, dass sich mit der aktuell hohen Auslastung der Detektei ein Sozialleben schwierig gestalten ließ, wurde Robin das unbehagliche Gefühl nicht los, dass er Ilsas wahres Motiv hinter den Einladungen durchschaut haben könnte. Während ihrer eigenen kurzen Ehe hatte Robin nie das Bedürfnis verspürt, mit den alleinstehenden Personen aus ihrem Bekanntenkreis so umzuspringen, wie Ilsa es mit ihr tat: mit einem fröhlichen Mangel an Einfühlungsvermögen und mehr oder weniger ungeschickten Versuchen, Einfluss auf Robins Liebesleben zu nehmen.

Eine von Ilsas Strategien, mit denen sie Robin aus der Reserve zu locken hoffte, bestand darin, ihr alles über Charlotte Campbell zu erzählen. Diesbezüglich musste sich jedoch auch Robin schuldig bekennen, weil sie Ilsa nur selten Einhalt gebot, obwohl sie sich hinterher oftmals so fühlte, als hätte sie einen Berg Fast Food verschlungen: Einerseits hatte sie ein schlechtes Gewissen, andererseits hatte sie einfach nicht genug davon bekommen können.

Beispielsweise wusste sie von den vielen Ich-oder-die-Army-Ulmaten, von zwei Selbstmordversuchen («Der auf Arran war nicht ernst gemeint«, hatte Ilsa bissig bemerkt, »sondern reine Erpressung«) und dem zehntägigen Zwangsaufenthalt in der Psychiatrie. Ilsa verlieh den Geschichten die Titel billiger Thriller: *Die Nacht des Brotmessers*, *Der Skandal*

*um das schwarze Spitzenkleid, Die blutbefleckte Nachricht.* Dabei wusste Robin, dass Ilsa Charlotte nicht für verrückt, sondern für durch und durch boshaft hielt. Sie war Gegenstand der heftigsten Auseinandersetzungen überhaupt zwischen Ilsa und Nick gewesen. »Wenn sie das wüsste! Das würde ihr sicher gefallen«, hatte Ilsa hinzugefügt.

Und jetzt hatte Charlotte im Büro angerufen und ausrichten lassen, Strike möge sich bei ihr melden. Während Robin hungrig und müde in ihrem Wagen vor dem Pizza Express saß, kehrten ihre Gedanken immer wieder zu dem Telefonat zurück wie eine Zungenspitze an eine Aphthe in der Mundhöhle. Da sie im Büro angerufen hatte, wusste Charlotte offenbar nicht, dass Strike in Cornwall bei seiner todkranken Tante war, was wiederum darauf schließen ließ, dass sie nicht regelmäßig Kontakt zu ihm hatte. Andererseits hatte Charlottes amüsierter Tonfall auf eine wie auch immer geartete Nähe zu Strike hingedeutet.

Robins Handy, das neben der Mandeltüte auf dem Beifahrersitz lag, vibrierte. Froh über die Ablenkung griff sie danach. Strike hatte ihr eine Nachricht geschickt.

Bist du noch wach?

Robin antwortete:

Nein.

Und genau wie erwartet klingelte im nächsten Moment das Telefon.

»Solltest du auch nicht sein«, sagte Strike ohne Vorrede. »Aber du bist bestimmt hundemüde. Wie lange hast du Wuschel jetzt observiert? Drei Wochen am Stück?«

»Ich bin nach wie vor an ihm dran.«

»Was?« Strike klang verärgert. »Du bist in Glasgow? Und wo ist Barclay?«

»In Glasgow. Er hatte schon Position bezogen, aber Wuschel hat den Flug sausen lassen und ist stattdessen runter nach Torquay gefahren. Gerade ist er beim Pizzaaessen. Ich sitze vor dem Restaurant.«

»Was zum Teufel will er in Torquay, wenn seine Geliebte in Schottland wohnt?«

»Seine eigentliche Familie besuchen«, antwortete Robin. »Er ist ein Bigamist.« Sie hätte jetzt zu gern Strikes Gesicht gesehen.

In der Leitung herrschte Totenstille.

»Ich war um sechs vor seinem Haus in Windsor«, führte Robin aus, »um ihm nach Stansted zu folgen. Sobald er im Flugzeug gesessen hätte, wollte ich Barclay anrufen und Bescheid geben, dass er unterwegs sei. Aber dann ist Wuschel gar nicht zum Flughafen, stattdessen lief er panisch aus dem Haus, ist zu einer Mietgarage gefahren, hat seinen Koffer dort abgeladen und ist mit völlig anderem Gepäck – dafür ohne Toupet – den ganzen Weg hier runtergerast. Unsere Klientin aus Windsor dürfte demnächst herausfinden, dass sie von Rechts wegen gar nicht verheiratet ist, weil Wuschel nämlich seit zwanzig Jahren eine Ehefrau in Torquay hat. Ich habe so getan, als würde ich eine Umfrage durchführen, und habe mich in seiner Straße umgehört. Eine Nachbarin war damals sogar zur Hochzeit eingeladen. Wuschel sei geschäftlich viel unterwegs, hat sie gesagt – so ein netter Mann. Liebt seine Söhne abgöttisch. Davon hat er übrigens zwei«, fuhr Robin fort, als Strikes verblüfftes Schweigen anhielt. »Beide in Ausbildung, beide gerade noch im Teenageralter. Sind ihm wie aus dem Gesicht geschnitten. Einer – und das hatte mir auch schon die Nachbarin erzählt – hatte gestern einen Motorradunfall, trägt jetzt den Arm in Gips und sieht auch sonst recht lädiert aus.

Deshalb ist Wuschel wohl hergefahren, statt nach Schottland zu fliegen. Wuschel heißt hier übrigens nicht John, sondern Edward Champion – John ist sein zweiter Vorname, zumindest laut Datenbank. Er, seine Frau und die beiden Söhne haben eine schöne Villa mit riesigem Garten und Blick aufs Meer.«

»Ach du Schande«, sagte Strike, »dann ist also die schwangere Freundin in Glasgow...«

»...das geringste Problem von Mrs. Champion aus Windsor«, fiel Robin ihm ins Wort. »Er führt ein Dreifachleben: zwei Ehefrauen und eine Geliebte.«

»Und sieht aus wie ein glatzköpfiger Pavian. Na, das gibt uns Männern doch Anlass zur Hoffnung. Und jetzt ist er gerade beim Abendessen?«

»Pizza, mit Frau und Kindern. Ich hab vor dem Lokal geparkt. Vorhin konnte ich keine Fotos von ihm mit den Söhnen machen. Das will ich aber unbedingt, weil sie ihm so ähnlich sehen. Miniwuschel, genau wie die beiden in Windsor. Was glaubst du, was er als Grund für seine häufige Abwesenheit angibt?«

»Einen Job auf einer Bohrinself?«, riet Strike. »Einen Auslandsaufenthalt? Vielleicht im Nahen Osten, deshalb achtet er immer so auf seine Bräune.«

Robin seufzte. »Unsere Klientin wird am Boden zerstört sein.«

»Genau wie die Geliebte in Schottland«, sagte Strike. »Das Kind ist jeden Augenblick fällig.«

»Sein Beuteschema ist jedenfalls erstaunlich konstant«, sagte Robin. »Wenn man die Frau aus Torquay, die aus Windsor und die Geliebte aus Glasgow nebeneinanderstellen würde, hätte man mehr oder weniger dreimal die gleiche Frau vor sich – mit einem Altersabstand von je zwanzig Jahren.«

»Wo übernachtetest du?«

»In einem Travelodge oder einem Bed & Breakfast.« Robin

gähnte. »Sofern ich ein Zimmer finde – momentan ist Hauptsaison. Ich würde ja heute Nacht noch nach London zurückfahren, aber dafür bin ich zu müde. Ich bin seit vier Uhr auf den Beinen und hatte gestern schon einen Zehnstudentag.«

»Dann fährst du auf keinen Fall. Und im Auto schläfst du auch nicht«, sagte Strike. »Nimm dir ein Zimmer.«

»Wie geht's Joan?«, wollte Robin wissen. »Wir können die Stellung halten, falls du länger in Cornwall bleiben möchtest.«

»Sie will nicht still sitzen, solange wir alle hier sind. Ted ist auch der Meinung, dass sie ein bisschen Ruhe braucht. Ich besuche sie in ein paar Wochen einfach noch mal.«

»Okay. Hast du angerufen, um dich in Sachen Wuschel auf den neuesten Stand zu bringen?«

»Nein, eigentlich wollte ich dir erzählen, was mir gerade passiert ist. Ich war im Pub, und ...« In wenigen knappen Sätzen gab Strike sein Gespräch mit Margot Bamboroughs Tochter wieder. »Ich habe sie gerade gegoogelt: Margot Bamborough, Allgemeinmedizinerin, neunundzwanzig, verheiratet, eine einjährige Tochter. Verließ eines Tages nach der Arbeit ihre Praxis und wollte sich auf einen Feierabenddrink mit einer Freundin treffen. Der Pub war nur fünf Minuten zu Fuß entfernt. Die Freundin wartete bereits, aber Margot kam nie an und wurde auch nie wiedergesehen.«

»Und jetzt will die Tochter, dass du herausfindest, was passiert ist? Vier Jahrzehnte später?«, fragte Robin nach einer kurzen Pause, während sie weiter das Fenster der Pizzeria beobachtete.

»Das Medium hat ihr ein ›Zeichen‹ prophezeit, und jetzt ist sie felsenfest davon überzeugt, dass es kein Zufall war, dass wir in derselben Kneipe waren.«

»Hm«, sagte Robin. »Und wie sind deiner Meinung nach die Chancen, nach so langer Zeit herauszufinden, was damals passiert ist?«

»Gering bis nicht vorhanden«, gab Strike zu. »Andererseits kann sie sich ja nicht in Luft aufgelöst haben. Irgendetwas muss ihr zugestoßen sein.«

Robin konnte ihm anhören, dass er sich bereits mit gewissen Fragestellungen und Möglichkeiten beschäftigte.

»Also triffst du dich morgen noch mal mit der Tochter?«

»Kann doch nicht schaden, oder?«

Robin antwortete nicht.

»Ich weiß, was du jetzt denkst«, sagte Strike leicht defensiv. »Ein Medium, eine emotional überforderte Klientin – klingt nach einer Situation, die sich leicht ausnutzen ließe.«

»Ich wollte damit nicht andeuten, dass *du* ...«

»Dann kann ich mir die Sache ja mal anhören, oder? Im Gegensatz zu anderen hab ich nicht vor, sie übers Ohr zu hauen. Und wenn alle Möglichkeiten erschöpft sind ...«

»Ich kenne dich doch«, sagte Robin. »Je weniger du herausfindest, umso interessanter wird es für dich.«

»Keine Sorge. Wenn ich nicht in einem vertretbaren Zeitraum Ergebnisse liefere, steigt mir ihre Frau aufs Dach. Anna ist lesbisch und mit einer Psychologin verhei ...«

»Cormoran, ich ruf zurück«, unterbrach Robin ihn, legte auf und warf das Handy auf den Beifahrersitz.

Wuschel hatte soeben mit seiner Frau und seinen Söhnen das Restaurant verlassen. Lächelnd und ins Gespräch vertieft, schlenderten sie auf ihren Wagen zu, der fünf Autos hinter Robins Land Rover stand. Sobald sich die Familie näherte, hob Robin die Kamera und schoss mehrere Fotos.

Als sie am Land Rover vorbeingingen, hatte Robin sich die Kamera schon wieder auf den Schoß gelegt und tat so, als würde sie eine SMS schreiben. Im Rückspiegel beobachtete sie, wie Familie Wuschel in ihren Wagen stieg und sich auf den Rückweg zu ihrer Villa am Meer machte.

Robin gähnte abermals, dann rief sie Strike zurück.

»Hast du die Fotos?«, fragte er.

»Ja.« Mit einer Hand klickte sie durch die Bilder, während sie sich mit der anderen das Handy ans Ohr hielt. »Er und die Jungs sind eindeutig zu erkennen. Meine Güte, er hat wirklich starke Gene! Seine vier Kinder sehen alle genauso aus wie er.« Sie schob die Kamera in die Tasche zurück. »Ich bin übrigens nur zwei Stunden von St. Mawes entfernt.«

»Eher drei«, sagte Strike.

»Wenn du möchtest...«

»Willst du wirklich erst hierher und dann wieder zurück nach London fahren? Hast du mir nicht gerade erzählt, wie müde du bist?«

Trotzdem bemerkte Robin natürlich, wie sehr ihm die Vorstellung gefiel. Er war per Zug, Taxi und Fähre nach Cornwall gereist, weil sich seit dem Verlust seines Beins lange Autofahrten weder besonders einfach noch angenehm gestalten ließen.

»Ich würde diese Anna gern kennenlernen. Anschließend nehme ich dich mit zurück.«

»Also, wenn es dir wirklich nichts ausmacht, wäre das natürlich toll.« Strike klang plötzlich wie ausgewechselt. »Wenn wir den Auftrag annehmen, sollten wir ihn auch gemeinsam bearbeiten. Bei einem so alten, ungeklärten Fall gibt es eine Menge durchzuackern, und wie es aussieht, hast du Wuschel heute Abend überführt.«

»Genau«, sagte Robin. »Jetzt will nur noch ein halbes Dutzend Leben ruiniert werden.«

»Du ruinierst überhaupt keine Leben«, erwiderte Strike aufmunternd. »Daran ist einzig und allein er selbst schuld. Außerdem – was wäre besser? Dass die drei Frauen es jetzt herausfinden oder erst, wenn er stirbt und ihnen allen einen Riesenschlamassel hinterlässt?«

»Schon klar.« Robin gähnte erneut. »Soll ich dich bei Joan in St. Ma...«

»Nein«, sagte er ebenso schnell wie bestimmt. »Anna und ihre Frau wohnen in Falmouth. Da musst du auch nicht so weit fahren.«

»Okay«, sagte sie. »Wann soll ich da sein?«

»Schaffst du halb zwölf?«

»Locker«, sagte Robin.

»Ich schreibe dir noch, wo wir uns treffen. Und jetzt leg dich aufs Ohr!«

Als sie den Zündschlüssel herumdrehte und den Motor anließ, hatte sich ihre Laune beträchtlich gebessert. Sie unterdrückte ein Grinsen, als würde sie von einer kritischen Jury beobachtet, zu der auch Ilsa, Matthew und Charlotte Campbell gehörten, und stieß rückwärts aus der Parklücke.

*Der Väter zwei, doch eine Mutter nur  
Erklärt die gegensätzliche Natur...*

EDMUND SPENSER  
*Die Feenkönigin*

Am nächsten Morgen wachte Strike um kurz vor fünf Uhr auf. Durch Joans dünne Vorhänge schimmerte bereits Licht. Das Rosshaarsofa schien sich jede Nacht eine neue Körperstelle vorzunehmen, die es quälen wollte: Heute fühlte sich Strike, als hätte er einen Schlag in die Nieren bekommen. Er sah auf die Zeitanzeige seines Handys, und weil die Schmerzen ohnehin zu groß waren, um wieder einschlafen zu können, setzte er sich auf.

Er verbrachte eine Minute damit, sich zu strecken und die Achseln zu kratzen, dann hatten sich seine Augen an das Schummerlicht gewöhnt, und er konnte die merkwürdigen Schatten im Zwielicht von Joans und Teds Wohnzimmer zuordnen. Nachdem er ein weiteres Mal Margot Bamborough googelt und einen flüchtigen Blick auf das Bild der lächelnden Ärztin mit dem welligen Haar und den weit auseinanderstehenden Augen geworfen hatte, scrollte er weiter durch die Suchergebnisse, bis er auf eine Webseite zum Thema Serienmörder stieß. Margot Bamborough wurde in einem langen Artikel über Dennis Creed erwähnt, der mit Fotos gespickt

war, die ihn in verschiedenen Altersstufen zeigten: angefangen vom niedlichen blondlockigen Kleinkind bis zur erkennungsdienstlichen Aufnahme der Polizei, auf der ein schlanker Mann mit schmalem, sinnlichem Mund und einer großen, rechteckigen Brille zu sehen war.

Als Nächstes stöberte Strike in einem Online-Buchladen und entdeckte eine 1985 erschienene Biografie des Serienmörders mit dem Titel *Der Dämon vom Paradise Park*, verfasst von einem renommierten und inzwischen verstorbenen Journalisten. Die Schwarz-Weiß-Fotos der sieben Frauen, die Creed gefoltert und getötet hatte, waren so auf dem Umschlag montiert worden, dass sie durch die Farbabbildung von Creeds Durchschnitts Gesicht gespenstisch hindurchschimmerten. Margot Bamborough war nicht darunter. Strike bestellte das gebrauchte Buch zum Preis von einem Pfund und ließ es an die Büroadresse schicken.

Anschließend steckte er das Handy wieder ans Ladekabel, legte seine Prothese an, schnappte sich Zigaretten und Feuerzeug und umrundete vorsichtig ein empfindliches Couchtisch-Ensemble, auf dem eine Vase mit getrockneten Blumen stand. Er zwängte sich durch den Flur, versuchte, keinen der Zierteller von der Wand zu reißen, und betrat über drei Treppenstufen die Küche. Der Linoleumboden, der seit seiner Kindheit nicht ersetzt worden war, fühlte sich unter der Sohle seines verbliebenen Fußes eiskalt an.

Er machte sich einen Becher Tee und verließ nur mit Boxershorts und T-Shirt bekleidet das Haus durch die Hintertür, um die morgendliche Kühle zu genießen. Er lehnte sich gegen die Hauswand und atmete zwischen den Zügen an seiner Zigarette tief die salzige Seeluft ein. Seine Gedanken kreisten um verschwundene Mütter. In den vergangenen zehn Tagen hatte er oft an Leda denken müssen. Sie und Joan waren so unterschiedlich gewesen wie der Mond und die Sonne.

»Cormy, hast du schon mal geraucht?«, hatte Leda ihn einmal durch die aus ihrem Mund quellende blaue Dunstwolke gefragt. »Zigaretten sind ungesund, aber Himmel, sie schmecken so gut!«

Gelegentlich fragten die Leute, weshalb die Behörden eigentlich nie auf Leda Strikes Familie aufmerksam geworden waren. Es hatte wohl daran gelegen, dass sie nie lang genug an einem Ort geblieben waren, um vom Radar der zuständigen Sozialdienste erfasst zu werden. An manchen Schulen waren Cormoran und Lucy nur ein paar Wochen gewesen, dann hatte Leda aus einer Laune heraus die Wohnung oder gar die Stadt gewechselt, und sie hatten andernorts bei Freunden auf dem Boden schlafen müssen. Hin und wieder hatte Leda sich sogar eine Mietwohnung geleistet. Nur Ted und Joan – die einzigen Fixpunkte im Leben der Kinder – hatten Bescheid gewusst und hätten das Jugendamt informieren können. Aber das hatten sie nie getan, womöglich weil Ted die Beziehung zu seiner eigenwilligen Schwester nicht hatte gefährden wollen oder weil Joan befürchtet hatte, die Kinder würden es ihr nie verzeihen.

Zu den lebhaftesten Erinnerungen aus seiner Kindheit gehörte eine der seltenen Gelegenheiten, bei der er geweint hatte. Strike hatte damals seit sechs Wochen die Grundschule von St. Mawes besucht, als Leda aus heiterem Himmel auftaucht war. Verblüfft und verärgert, weil man in ihrer Abwesenheit eine so drastische Maßnahme ergriffen und ihr Kind auf eine öffentliche Schule geschickt hatte, hatte sie Cormoran und seine Schwester prompt auf die nächste Fähre gezerrt und ihnen das Blaue vom Himmel versprochen, wenn sie erst wieder in London wären. Heulend hatte Strike ihr zu erklären versucht, dass er am Wochenende mit Dave Polworth Schmugglerhöhlen erkunden wolle. Auch wenn diese nur in Daves Einbildung existieren mochten – für Strike waren sie höchst real gewesen.

»Die Höhlen laufen dir nicht davon«, hatte Leda erwidert und Süßigkeiten in Aussicht gestellt, sobald sie im Zug nach London säßen. »Und der kleine ... Wie heißt er? Der läuft dir auch nicht davon.«

»Dave«, hatte Strike geschluchzt. »Er heißt D... Dave.«

*Denk nicht mehr daran*, ermahnte sich Strike und zündete sich eine zweite Zigarette an der Glut der ersten an.

»Stick? Wieso stehst du denn in der Unterhose in der Kälte? Du holst dir noch den Tod!«

Er drehte sich um. Seine Schwester stand in Bademantel und Schafsfellpantoffeln in der Tür. Sie waren körperlich so verschieden, dass die meisten Leute kaum glauben konnten, dass sie verwandt und sogar Halbgeschwister waren. Lucy war klein und blond und ähnelte mit ihrem rosigen Gesicht stark ihrem Vater, der ebenfalls Musiker, allerdings nicht ganz so berühmt wie Strikes Erzeuger war, dafür aber immer schon größeres Interesse daran gezeigt hatte, mit seinem Nachwuchs Kontakt zu halten.

»Morgen«, sagte er, doch sie war schon wieder verschwunden, nur um kurz darauf mit seiner Hose, seinem Pullover, Schuhen und Socken zurückzukehren.

»Luce, so kalt ist es doch gar nicht ...«

»Anziehen, sonst kriegst du noch eine Lungenentzündung!«

Wie Joan war auch Lucy felsenfest davon überzeugt, dass sie stets wusste, was das Beste für ihre Liebsten war. Mit etwas mehr Nachsicht, als er aufgebracht hätte, wenn er nicht heute nach London zurückkehren würde, nahm Strike seine Hose entgegen und zog sie an. Dabei schwankte er gefährlich hin und her und drohte auf den Kiesweg zu fallen. In der Zeit, die er brauchte, um Socke und Schuh über seinen verbliebenen Fuß zu streifen, machte Lucy sich und ihm frischen Tee.

»Ich konnte auch nicht mehr schlafen«, sagte sie, reichte ihm einen Becher und setzte sich auf die Steinbank. Zum ersten

Mal in dieser Woche waren sie unter sich. Lucy war Joan nicht von der Seite gewichen und hatte darauf bestanden, zu kochen und zu putzen, während Joan – die unmöglich still hatte sitzen können, wo doch das Haus voller Gäste war – ständig für Unruhe gesorgt hatte. In den wenigen Momenten, da Joan außer Sicht gewesen war, waren unweigerlich einer oder gleich mehrere von Lucys Söhnen aufgetaucht – Jack, um sich mit Strike zu unterhalten, die anderen beiden, um Lucy anzuquengeln.

»Was für ein Elend.« Lucy ließ den Blick über den Rasen und Teds sorgfältig gepflegte Blumenbeete schweifen.

»Ja«, seufzte Strike. »Aber hoffen wir das Beste. Die Chemo ...«

»...wird sie nicht heilen. Sie verlängert ... verläng...« Lucy schüttelte den Kopf und tupfte sich die Augen mit einem verknitterten Stück Toilettenpapier aus ihrer Bademanteltasche trocken. »Ich hab sie zwanzig Jahre lang zweimal in der Woche angerufen, Stick. Dieses Haus ist für die Jungs ein zweites Zuhause. Eine andere Mutter habe ich nicht.«

Strike beschloss, nicht in die Falle zu tappen. »Außer unserer leiblichen natürlich.«

»Leda ist nicht meine Mutter«, sagte Lucy kalt. Das hatte sie Strike gegenüber zwar schon des Öfteren angedeutet, aber nie laut ausgesprochen. »Seit meinem vierzehnten Lebensjahr hab ich sie nicht mehr als meine Mutter betrachtet. Nein, sogar schon früher. *Joan* ist meine Mutter.«

Strike sagte nichts darauf.

»Du hast dich für Leda entschieden«, fuhr sie fort. »Ich weiß, wie sehr du Joan liebst. Trotzdem hast du ein anderes Verhältnis zu ihr als ich.«

»Mir war nicht klar, dass das hier ein Wettbewerb ist«, sagte Strike und tastete nach der nächsten Zigarette.

»Ich sag nur, was ich denke.«

*Und das, was ich angeblich denke.*

In dieser Woche der erzwungenen Nähe hatte sie mehrere spitze Bemerkungen über die Unregelmäßigkeit von Strikes Besuchen bei Joan fallen lassen. Er hatte sich jedes gereizte Widerwort verkniffen, weil er abreisen wollte, ohne zuvor mit irgendwem Streit zu bekommen.

»Mir hat es jedes Mal davor gegraust, wenn Leda wieder da war und uns abgeholt hat«, sagte Lucy. »Aber du hast dich immer gefreut.«

Diese kategorische Behauptung erinnerte ihn doch sehr an Joan.

»Ich hab mich nicht immer gefreut«, widersprach Strike und dachte an die Fähre, an Dave Polworth und die Schmugglerhöhlen. Lucy dagegen schien den Eindruck zu haben, als wollte er ihr etwas wegnehmen.

»Ich will damit nur sagen: Du hast *deine* Mutter schon vor Jahren verloren. Aber ich könnte – werde – meine demnächst verlieren ...« Wieder tupfte sie sich die Augen.

Strike rauchte schweigend. Sein Rücken tat weh, und seine Augen brannten vor Müdigkeit. Lucy hätte Leda am liebsten für immer aus ihrem Gedächtnis getilgt, und wenn er an gewisse Dinge dachte, die Leda ihnen zugemutet hatte, konnte er es ihr nicht verdenken. Doch an diesem Morgen schien Ledas Geist im Zigarettenrauch um ihn herumzuwabern. »Heul dich doch mal so richtig aus, Schätzchen, das hilft«, hörte er sie zu Lucy sagen, und: »Gib deiner alten Mum eine Zigarette, Cormy.« Er brachte es einfach nicht fertig, sie zu hassen.

»Dass du gestern Abend mit Dave Polworth um die Häuser gezogen bist, ist wirklich ein starkes Stück«, sagte Lucy unvermittelt. »An deinem letzten Abend!«

»Joan hat mich buchstäblich vor die Tür gesetzt«, entgegnete Strike gereizt. »Und sie mag Dave. Außerdem bin ich in ein paar Wochen ja wieder hier.«

»Ach ja?« Tränen hingen an ihren Wimpern. »Es sei denn, du bist mitten in einem Fall und vergisst es mal wieder.«

Strike blies Rauch in den sich aufhellenden Himmel, der den sattblauen Farbton kurz vor Sonnenaufgang angenommen hatte. Am Horizont zu seiner Rechten war jenseits der Hausdächer des nebelverhangenen Hillhead allmählich die Grenze zwischen Himmel und Wasser zu erkennen.

»Nein«, sagte er. »Ich vergesse es nicht.«

»Weil man sich in einer Krise auf dich verlassen kann«, sagte Lucy. »Das bestreite ich nicht. Aber dich auf Dauer zu verpflichten – damit hast du anscheinend ein Problem. Joan wird noch viele Monate lang unsere Hilfe brauchen, nicht nur, wenn ...«

»Das weiß ich, Luce«, sagte Strike, dessen Wut wider Willen allmählich zu köcheln begann. »Ob du es glaubst oder nicht, aber mit Krankheit und Reha kenne ich mich aus.«

»Ja«, sagte Lucy, »und als Jack im Krankenhaus war, hast du dich wirklich aufopfernd um ihn gekümmert. Aber wenn gerade mal nichts los ist, sieht man von dir nichts.«

»Ich war vor zwei Wochen mit Jack unterwegs. Was willst du eigentlich ...«

»Du hast dir nicht mal die Mühe gemacht, bei Lukes Geburtstagsparty aufzukreuzen! Er hat all seinen Freunden erzählt, dass du kommst!«

»Tja, das hätte er nicht tun sollen. Weil ich dir nämlich *ausdrücklich* gesagt habe ...«

»Du hast gesagt, dass du versuchst, es einzurichten.«

»Nein, das hast *du* gesagt«, widersprach Strike, der allen Vorsätzen zum Trotz nun doch in Rage geriet. »Sieh zu, dass du es irgendwie einrichten kannst«, hast du gesagt. Ich konnte es nicht einrichten und hab dir auch rechtzeitig Bescheid gegeben. Es ist nicht meine Schuld, wenn du Luke etwas anderes erzählst ...«

»Ich weiß es durchaus zu schätzen, dass du ab und zu etwas mit Jack unternimmst«, fiel ihm Lucy ins Wort. »Aber hast du mal daran gedacht, dass sich die anderen auch freuen würden? Adam hat *geweint*, als Jack von den Churchill War Rooms nach Hause gekommen ist. Und dann kommst du hier an«, fuhr sie fort, offenbar fest entschlossen, wenn sie schon mal in Fahrt war, sich alles von der Seele zu reden, »und hast nur für Jack ein Geschenk dabei. Was ist mit Luke und Adam?«

»Ted hat mir das mit Joan am Telefon erzählt, und ich bin sofort losgefahren. Ich hatte die Abzeichen bereits zu Hause liegen, also hab ich sie mitgenommen.«

»Und was glaubst du, wie Luke und Adam sich da fühlen? Die müssen doch denken, dass du sie nicht so gut leiden kannst wie Jack!«

»Stimmt ja auch!« Nun platzte Strike schließlich der Krage. »Adam ist ein weinerlicher kleiner Scheißer und Luke ein Riesenarschloch.«

Er drückte die Zigarette an der Wand aus, schnippte die Kippe in die Ecke und verschwand im Haus. Lucy schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Sobald er das dunkle Wohnzimmer betrat, stolperte er über die Couchtischchen. Die Vase mit den getrockneten Blumen fiel auf den Boden, und ehe er sich versah, hatte er die zerbrechlichen Stiele und papiernen Blüten unter der Prothese zu Staub zermalmt. Noch während er den Boden säuberte, so gut es ging, stürmte Lucy wortlos und kochend vor mütterlichem Zorn an ihm vorbei die Treppe hinauf. Strike stellte die leere Vase auf den Tisch zurück und wartete, bis sich Lucys Schlafzimmertür geschlossen hatte, bevor er seinerseits schäumend vor Wut ins Badezimmer hinaufstieg.

Er verzichtete auf eine Dusche, um Ted und Joan nicht zu wecken. Erst als er gepinkelt hatte und die Spülung betätigte,

fiel ihm wieder ein, wie laut die alte Toilette war. Er wusch sich behelfsmäßig mit lauwarmem Wasser, während sich der Spülkasten mit der Lautstärke eines Betonmischers neu füllte. Wer davon nicht aufwachte, dachte Strike, musste schon unter Drogen stehen.

Und tatsächlich stand Joan vor ihm, sobald er die Badezimmertür aufmachte. Der Scheitel seiner Tante reichte ihm gerade bis zur Brust. Er blickte auf ihr schütteres graues Haar hinab und dann in die einst vergissmeinnichtblauen, im Alter verblassten Augen. Ihr roter Steppmorgenmantel mit den Posamentverschlüssen hatte eine fast zeremonielle, an eine Kabukirolle erinnernde Anmutung.

»Guten Morgen«, sagte Strike und bemühte sich, fröhlich zu klingen, brachte jedoch nur wenig überzeugende Jovialität zustande. »Hab ich dich geweckt?«

»Nein, nein, ich bin schon eine ganze Weile wach. Wie geht's Dave?«, erkundigte sie sich.

»Gut«, sagte Strike. »Die neue Arbeit ist genau das Richtige für ihn.«

»Und Penny und die Kinder?«

»Die sind richtig glücklich, weil sie wieder in Cornwall sind.«

»Wie schön. Und Daves Mum dachte noch, Penny würde ganz sicher nicht aus Bristol weg wollen.«

»Nein, sie haben sich wunderbar eingelebt.«

Die Zimmertür hinter Joan ging auf. Luke stand in seinem Pyjama vor ihnen und rieb sich demonstrativ die Augen.

»Ihr habt mich aufgeweckt«, maulte er.

»Ach, das tut mir leid, mein Schatz«, sagte Joan.

»Krieg ich Coco Pops?«

»Aber natürlich«, sagte Joan liebevoll.

Luke stampfte die Treppe hinunter und machte so viel Lärm wie nur irgend möglich. Es dauerte keine Minute, ehe er mit

einem breiten Grinsen auf dem sommersprossigen Gesicht wieder zu ihnen hochgehüpft kam.

»Oma, Onkel Cormoran hat deine Blumen kaputt gemacht.«  
*Du kleiner Scheißer.*

»Ja, tut mir leid, ich hab die Trockenblumen umgestoßen«, erklärte Strike. »Der Vase ist nichts passiert...«

»Ach, macht doch nichts«, sagte Joan und wandte sich zur Treppe. »Ich hole nur schnell den Teppichkehrer.«

»Nicht«, sagte Strike sofort, »ich hab schon...«

»Der Teppich ist noch ganz voll«, sagte Luke. »Ich bin draufgetreten.«

*Und ich tret gleich auf dich drauf, du Arsch.*

Strike und Luke folgten Joan ins Wohnzimmer. Strike nahm Joan den Teppichkehrer ab, ein klappriges, altmodisches Ding, das sie schon seit den Siebzigern besaß. Während er damit über den Boden fuhr, stand Luke in der Küchentür, grinste höhnisch und schaufelte Coco Pops in sich hinein. Nach und nach gesellten sich auch Jack, Adam und Lucy – die inzwischen fertig angezogen war und eine versteinerte Miene aufgesetzt hatte – zum morgendlichen Tumult. Nach einer Weile hatte Strike den Teppich zu Joans Zufriedenheit gesäubert.

»Mum, gehen wir heute zum Strand?«

»Gehen wir schwimmen?«

»Darf ich mit Großonkel Ted Boot fahren?«

»Setz dich«, sagte Strike zu Joan. »Ich mach dir einen Tee.«

Doch das hatte Lucy bereits erledigt. Sie reichte Joan den Becher, warf Strike einen vernichtenden Blick zu und kehrte in die Küche zurück, um die Fragen ihrer Söhne zu beantworten.

»Was ist denn hier los?«, fragte Ted, der verwirrt über die frühmorgendliche Aktivität im Schlafanzug in die Küche geschlurft kam.

Früher war er fast so groß wie Strike gewesen, dem er auch sonst recht ähnlich sah. Inzwischen hatte sich sein dichtes,

lockiges Haar schneeweiß gefärbt, sein gebräuntes Gesicht durchzogen eher Gräben als Falten, und er ging leicht gebückt. Trotzdem war Ted nach wie vor ein kräftiger Mann. Joans Diagnose schien ihm allerdings auch körperlich zuge- setzt zu haben: Er wirkte buchstäblich erschüttert, leicht des- orientiert und unsicher auf den Beinen.

»Ich suche bloß meine Sachen zusammen, Ted«, sagte Strike, der nur noch schnellstmöglich weg wollte. »Ich muss die erste Fähre nehmen, sonst erwische ich den Frühzug nicht mehr.«

»Ach«, sagte Ted. »Geht's wieder zurück nach London?«

»Genau.« Strike warf Ladekabel und Deodorant in seine Reisetasche. »In ein paar Wochen bin ich wieder da. Ihr haltet mich auf dem Laufenden, ja?«

»Aber du musst doch frühstücken!«, sagte Joan besorgt. »Ich mache dir ein Sandwich ...«

»So früh am Tag kann ich noch nichts essen«, flunkerte Strike. »Tee hab ich ja schon getrunken, und ich kaufe mir etwas im Zug. Sag du es ihr«, bat er Ted, weil Joan ihm nicht zugehört hatte, sondern sofort in die Küche gelaufen war.

»Joanie!«, rief Ted. »Er will nichts!«

Strike nahm sein Jackett von der Stuhllehne und trug die Tasche in den Flur.

»Du solltest dich wieder hinlegen«, sagte er zu Joan, die her- beieilte, um ihn zu verabschieden. »Ich wollte euch wirklich nicht aufwecken. Ruh dich aus, okay? Lass ein paar Wochen lang jemand anderen den Laden für dich schmeißen.«

»Wenn du doch nur mit dem Rauchen aufhören würdest«, sagte sie traurig.

Strike verdrehte übertrieben die Augen und umarmte sie. Sie klammerte sich an ihn wie damals, wenn Leda ungedul- dig darauf gewartet hatte, ihn mitzunehmen. Strike erwiderte die Umarmung. Erneut fühlte er sich an jenen Loyalitätskon- flikt erinnert, an die Einsicht, gleichermaßen Schlachtfeld und

Trophäe gewesen zu sein, und an den Schmerz, den ihm die daraus resultierenden undefinierbaren und unbegreiflichen Empfindungen bereitet hatten.

»Mach's gut, Ted.« Er umarmte auch seinen Onkel. »Ich rufe an, wenn ich zu Hause bin, dann gucken wir nach einem Termin für meinen nächsten Besuch.«

»Ich hätte dich auch fahren können«, sagte Onkel Ted matt. »Soll ich dich nicht fahren?«

»Ich nehme gern die Fähre«, log Strike. Tatsächlich waren die unebenen Stufen, die an Deck führten, ohne die Hilfe des Fährangestellten kaum zu bewältigen. »Das erinnert mich an früher, wenn wir Kinder mit euch nach Falmouth zum Einkaufen fahren durften«, fügte er hinzu, um ihnen eine Freude zu machen.

Lucy beobachtete ihn dem Anschein nach teilnahmslos durch die Wohnzimmertür. Luke und Adam hatten sich nicht von ihren Coco Pops loseisen können, Jack hingegen kam atemlos in den engen Flur gerannt. »Danke für die Abzeichen, Onkel Corm!«

»War mir ein Vergnügen.« Er zerzauste dem Jungen das Haar. »Tschüss, Luce«, rief er. »Bis bald, Jack«, fügte er noch hinzu.

*Zu schweigen traf er den Entschluss,  
Doch ganz und gar verbergen konnt' er nicht  
Die Wut, die schwelt' in starker Mannesbrust,  
Zu viel verriet das grimmige Gesicht.*

EDMUND SPENSER  
*Die Feenkönigin*

Das Zimmer des Bed & Breakfast, in dem Robin die Nacht verbracht hatte, bot gerade so Platz für ein Bett, eine Kommode und ein schäbiges Waschbecken in der Ecke. Die pastellviolette Blumentapete war schon in den Siebzigerjahren geschmacklos gewesen, die Laken waren klamm, und die verdrehte Jalousie vor dem Fenster sorgte nur unzureichend für Sichtschutz.

Die Lampe aus Korbgeflecht milderte das harte Licht der einsamen Glühbirne kein bisschen. Robin warf einen Blick in den Spiegel. Sie sah erschöpft und zerzaust aus und hatte lila Schatten unter den Augen. In ihrem Rucksack befanden sich lediglich die Dinge, die sie stets bei Observierungen mit sich führte – eine Beanie, falls sie ihr auffälliges rotblondes Haar verbergen musste, eine Sonnenbrille, ein Oberteil zum Wechseln, eine Kreditkarte und mehrere auf verschiedene Namen ausgestellte Ausweise. Das frische T-Shirt, das sie aus dem Rucksack gezogen hatte, war verknittert, und sie würde sich dringend die Haare waschen müssen, doch am Waschbecken

hatte nicht mal Seife gelegen, und Zahnbürste und Zahncreme hatte sie auch nicht dabei. Sie hatte nicht damit gerechnet, die Nacht auswärts zu verbringen.

Um acht Uhr war Robin wieder unterwegs. Sie hielt in Newton Abbott erst bei einer Drogerie, dann bei einem Sainsbury's und kaufte neben elementaren Hygieneartikeln und Trockenshampoo eine kleine, billige Flasche mit 4711 Kölnischwasser. Auf der Toilette des Supermarkts putzte sie sich die Zähne und machte sich auch sonst so vorzeigbar wie nur möglich. Als sie sich gerade die Haare büstete, erhielt sie eine Nachricht von Strike.

Treffen uns im Café der Palacio Lounge, The Moor, Falmouth. Hier kann dir jeder sagen, wo das ist.

Je weiter sie auf den kurvigen Straßen nach Westen fuhr, umso üppiger und grüner wurde die Landschaft. Robin stammte aus Yorkshire und hatte nicht schlecht gestaunt, dass in Torquay tatsächlich Palmen wuchsen. Für jemanden, der zwischen kahlen Mooren und Hügeln aufgewachsen war, stellten die saftige Vegetation und das fast subtropische Grün einen spektakulären Anblick dar. Zu ihrer Linken blitzte immer wieder die quecksilbrige, spiegelglatte See auf. Der salzige Duft mischte sich mit dem Zitrusaroma des kurzerhand erworbenen Parfüms. Trotz Müdigkeit besserte der strahlende Morgen ihre Laune ebenso wie der Gedanke, dass am Ende ihrer Reise Strike auf sie wartete.

Um elf Uhr hatte sie Falmouth erreicht und fuhr auf der Suche nach einem Parkplatz durch Straßen, in denen sich Touristen drängten, vorbei an Souvenirläden hinter mit Plastikspielzeug vollgestopften Aufstellern und mit Flaggen und üppig bepflanzten Blumenkästen dekorierten Pubs. Als sie The Moor – einen weitläufigen Marktplatz im Herzen der

Stadt – erreicht und den Wagen abgestellt hatte, fiel ihr auf, dass es in Falmouth nicht nur schrillen Sommerkitsch, sondern auch diverse prächtige Bauwerke aus dem neunzehnten Jahrhundert gab. Eines davon, offenbar ein ehemaliges Gerichtsgebäude, beherbergte die Palacio Lounge, ein Restaurant mit angeschlossenem Café.

Der klassisch proportionierte Raum mit den hohen Decken war in bemüht schrulligem Stil eingerichtet, zu dem eine grell orangefarbene Blumentapete, Hunderte kitschiger Gemälde in pastelligen Rahmen und ein als Richter verkleideter ausgestopfter Fuchs gehörten. Die Gäste, hauptsächlich Studenten und Familien, saßen auf bunt zusammengestellten Stühlen. Ihre Gespräche hallten von den Wänden wider. Nach ein paar Sekunden hatte Robin Strike erspäht. Der große, griesgrämig wirkende Detektiv saß ganz hinten im Café und schien wenig begeistert zu sein, dass die größtenteils in Batikkleidung steckenden Kinder der zwei Familien vom Nachbartisch kreuz und quer durch den Raum rannten.

Kurz hatte Robin den Eindruck, als wollte Strike Anstalten machen aufzustehen, als er sie an den Tischen vorbei auf sich zukommen sah, doch dann schien er es sich anders zu überlegen. Sie konnte ihm ansehen, dass ihm das Bein Schmerzen bereitete: Die Falten um seinen Mund waren tiefer als sonst, als hätte er längere Zeit die Kiefer zusammengepresst. Der erschöpfte Anblick, den Robin drei Stunden zuvor im Spiegel des verstaubten Bed & Breakfast geboten hatte, war nichts im Vergleich zu dem Bild des Jammers, das Strike derzeit abgab. Er wirkte vollkommen fertig. Bartstoppeln bedeckten seine Kiefer wie Schmutz, und die Schatten unter seinen Augen waren dunkelblau.

»Morgen«, sagte er, wobei er die Stimme heben musste, um sich über das fröhliche Krakeelen der Hippiekinder Gehör zu verschaffen. »Hast du einen Parkplatz gefunden?«

»Gleich um die Ecke«, antwortete sie und setzte sich.

»Ich dachte mir, dieses Café hier wäre am leichtesten zu finden«, sagte er.

Ein kleiner Junge stieß gegen ihren Tisch, woraufhin Strikes Kaffee über den Tassenrand und auf seinen von Croissantkrümel bedeckten Teller schwappte. Der Junge rannte weiter.

»Was nimmst du?«

»Kaffee wäre prima«, schrie Robin gegen das Kindergebrüll an. »Wie ist die Lage in St. Mawes?«

»Unverändert.«

»Das tut mir leid.«

»Wieso? Ist doch nicht deine Schuld«, grunzte Strike.

Eine solche Begrüßung hatte Robin nicht erwartet, immerhin war sie zweieinhalb Stunden gefahren, um ihn abzuholen.

»Danke übrigens«, fügte Strike hinzu, der ihre Verärgerung offenbar bemerkt hatte. »Das weiß ich sehr zu schätzen. *Ja, tu nur so, als würdest du mich nicht sehen, du Penner!*«, knurrte er, als ein junger Kellner vorbeiging, ohne Strikes erhobene Hand zu bemerken.

»Ich bestelle an der Bar«, sagte Robin. »Ich muss sowieso aufs Klo.«

Nachdem sie auf der Toilette gewesen war und dem gestressten Kellner ihre Kaffeebestellung übermittelt hatte, spürte sie, wie sich Spannungsschmerz in ihrer linken Kopfseite breit machte. Sie kehrte zum noch grimmiger dreinblickenden Strike zurück. Die Kinder kreischten inzwischen lauter denn je und rannten um ihre Eltern herum, die ungerührt über den Lärm hinwegbrüllten. Robin überlegte kurz, ob sie Strike von Charlottes Anruf erzählen und ihm ausrichten sollte, was Charlotte gesagt hatte, entschied sich aber dagegen.

Strikes schlechte Laune rührte tatsächlich in erster Linie von den Höllenqualen her, die ihm der Stumpf seines amputierten Beins bereitete. Bis er an Bord der Fähre nach Falmouth gew-

sen war, hatte er eine ausgetretene Steintreppe ohne Geländer bewältigen müssen und die Hilfe des Fährangestellten beim Sprung an Deck benötigt. Strike war hundert Kilo schwer und kaum aufzuhalten, wenn er ins Taumeln geriet. Und genau das war passiert – wofür er sich insgeheim einen *selten dämlichen Trottel* schimpfte; der darauffolgende Sturz war sehr schmerzhaft gewesen.

Robin holte eine Schachtel Paracetamol aus der Tasche.

»Kopfschmerzen«, sagte sie, als sie Strikes Blick auffing.

»Das wundert mich nicht«, sagte er laut und sah zu den Eltern, die sich nach wie vor über das Kreischen ihres Nachwuchses hinweg anschrien und ihn ganz offensichtlich nicht hörten. Am liebsten hätte er Robin um eine Schmerztablette gebeten, doch bei dem Gedanken an die daraus resultierende neugierige Fürsorglichkeit – von der er in der vergangenen Woche mehr als genug gehabt hatte – verzichtete er lieber darauf und litt stumm weiter.

»Wo wohnt die Klientin?«, fragte Robin, nachdem sie zwei Tabletten mit Kaffee hinuntergespült hatte.

»Wodehouse Terrace. Mit dem Auto fünf Minuten von hier.«

Das kleinste der Kinder stolperte und stürzte neben ihnen mit dem Gesicht voran auf den Holzboden. Die kreischenden Schmerzensschreie dröhnten in Robins Trommelfell.

»Oh, Daffy!«, rief eine der Batikmütter schrill. »Was hast du denn *jetzt* wieder angestellt?«

Das Kind hatte Blut am Mund. Die Mutter ging neben ihm in die Hocke, schimpfte und tröstete gleichzeitig lautstark, während die Geschwister und Freunde des kleinen Mädchens gespannt zusahen – mit dem gleichen Gesichtsausdruck, mit dem die Fährpassagiere Strikes Sturz auf Deck verfolgt hatten.

»Er hat eine Beinprothese«, hatte der Fährangestellte gerufen – nicht zuletzt, so Strikes Vermutung, damit niemand auf

die Idee käme, *er* wäre an dem Sturz schuld; eine Bekanntmachung jedenfalls, die weder Strikes Scham noch die Neugierde der Umstehenden gemildert hatte.

»Sollen wir?«, fragte Robin, die bereits aufgestanden war.

»Unbedingt.« Strike verzog das Gesicht, als er sich aufrichtete, und griff nach seiner Tasche. »Verdammte Kinder«, murmelte er und humpelte hinter Robin her dem Sonnenlicht entgegen.

*... des Fräuleins lieb, wen solche Not und Pein  
Nicht rührt, der wahrlich hat ein Herz von Stein.*

EDMUND SPENSER

*Die Feenkönigin*

Von der auf einem Hügel gelegenen Wodehouse Terrace aus hatte man einen weiten Blick über die Bucht. Bei den meisten Häusern war der Dachboden ausgebaut worden, Annas und Kims Heim hingegen hatte man, wie schon von der Straße aus sichtbar, noch umfassenderen Veränderungen unterzogen: Ganz offensichtlich war das Dach durch einen quadratischen Glasaufbau ersetzt worden.

»Was macht Anna beruflich?«, fragte Robin, als sie die Treppe zu der tiefblauen Haustür erklommen.

»Keine Ahnung«, antwortete Strike. »Ihre Frau ist jedenfalls Psychologin. Ich hatte den Eindruck, dass sie von der Idee, uns anzuheuern, nicht besonders begeistert war.«

Er drückte auf die Klingel. Sie hörten Schritte auf Holzboden, dann öffnete ihnen die große blonde und barfüßige Dr. Sullivan die Tür. Sie trug Jeans und Hemd. Die Sonne spiegelte sich in ihren Brillengläsern, als sie erst Strike und dann – mit offenkundiger Überraschung – Robin ansah.

»Das ist meine Geschäftspartnerin Robin Ellacott«, erklärte Strike.

»Oh.« Kim wirkte nicht erfreut. »Ihnen ist bewusst, dass es sich hier nur um ein ... Sondierungsgespräch handelt?«

»Robin war wegen eines anderen Falls in der Nähe, daher ...«

»Ich kann gern im Auto warten«, bot Robin höflich an, »wenn Anna mit Cormoran allein sprechen möchte.«

»Also ... Fragen wir sie doch selbst.« Kim trat zur Seite, um sie durchzulassen. »Einfach die Treppe hoch.«

Das Haus war unter Einsatz von viel gebleichtem Holz und Glas von oben bis unten luxussaniert worden. Durch eine offen stehende Tür war zu sehen, dass man das Schlafzimmer ins Erdgeschoss verlegt hatte. Daneben lag anscheinend ein Arbeitszimmer. Der große offene Küchen-, Ess- und Wohnbereich befand sich oben in jenem Glaskasten, den man schon von der Straße aus hatte sehen können. Der Ausblick aufs Meer war atemberaubend.

Anna stand neben einer glänzenden, teuren Kaffeemaschine. Sie trug einen weiten blauen Baumwoll-Jumpsuit und weiße Segeltuchschuhe – ein Outfit, das auf Robin topmodisch und auf Strike etwas verlottert wirkte. Sie hatte sich das Haar zusammengebunden, sodass ihre feinen Wangenknochen gut zur Geltung kamen.

»Oh, hallo.« Sie erschrak leicht, als sie ihren Besuch erblickte. »Die Maschine ist so laut, dass ich die Klingel gar nicht gehört habe.«

»Annie«, sagte Kim, die Robin und Strike in den Raum gefolgt war, »das hier ist Robin Ellacott, äh ... Camerons Geschäftspartnerin. Sie wartet aber gern draußen, falls du nur mit ...«

»Cormoran«, korrigierte Anna sie. »Das verwechseln bestimmt viele Leute?«, fragte sie Strike.

»Eigentlich fast jeder«, sagte er mit einem Lächeln. »Ist aber auch ein echt dämlicher Name.«

Anna lachte.

»Sie können gern bleiben.« Sie trat vor und gab Robin die Hand. »Über Sie hab ich auch etwas gelesen, wenn ich mich recht erinnere.«

Robin tat so, als würde sie nicht bemerken, dass Anna die lange Narbe an ihrem Unterarm musterte.

»Bitte setzen Sie sich doch.« Kim deutete auf eine Einbau-couch, vor der ein niedriger Plexiglastisch stand.

»Kaffee?«, fragte Anna, und beide nahmen das Angebot dankend an.

Eine Ragdoll-Katze streifte in den Raum. Anmutig spazierte sie durch die Sonnenlichtflecken am Fußboden. Ihre Augen waren so blau wie die von Joan auf der anderen Seite der Bucht. Sobald die Katze Strike und Robin einen leidenschaftslos prüfenden Blick zugeworfen hatte, sprang sie erst aufs Sofa und kletterte dann auf Strikes Schoß.

»Ironischerweise«, sagte Kim, die gerade ein Tablett mit Tassen und Keksen auf den Couchtisch stellte, »steht Cagney *total* auf Männer.«

Strike und Robin lachten höflich. Anna brachte die Kaffeekanne, dann setzten sich die beiden Frauen Seite an Seite Strike und Robin gegenüber. So schien die Sonne ihnen direkt ins Gesicht; Anna griff nach einer Fernbedienung und ließ die cremeweiße elektrisch betriebene Jalousie herunter.

»Wunderschönes Haus«, stellte Robin fest und sah sich um.

»Danke«, sagte Kim. »Hat alles *sie* gemacht.« Sie tätschelte Annas Knie. »Sie ist Architektin.«

Anna räusperte sich. »Ich muss mich für mein Verhalten von gestern Abend entschuldigen.« Sie sah Strike mit ihren bemerkenswert silbergrauen Augen direkt ins Gesicht. »Ich hatte ein paar Gläser Wein getrunken. Bestimmt haben Sie gedacht, dass ich nicht ganz dicht bin ...«

»Wenn ich das gedacht hätte«, sagte Strike und streichelte die laut schnurrende Katze, »dann wäre ich jetzt nicht hier.«

»Dass ich das Medium erwähnt habe, hat einen falschen Eindruck erweckt. Kim hat mir zu Recht vorgehalten, wie dumm ich war, dieses Medium überhaupt aufzusuchen.«

»Du bist nicht dumm«, sagte Kim leise. »Du bist instabil, das ist was ganz anderes.«

»Darf ich fragen, was Ihnen das Medium erzählt hat?«, fragte Strike.

»Spielt das denn eine Rolle?«, gab Kim zurück und sah Strike, wie Robin fand, misstrauisch an.

»Für die eigentliche Ermittlungsarbeit nicht«, antwortete Strike. »Aber da er – sie? – der Grund dafür ist, warum Anna mich angesprochen hat ...«

»Es war eine Frau«, sagte Anna. »Und sie hat mir im Grunde nicht allzu viel Brauchbares erzählt ... Also, nicht dass ich ...« Sie lachte nervös, schüttelte den Kopf und fing noch mal von vorne an. »Ich weiß, es war nicht gerade schlau von mir. Ich ... ich hab eine schwere Zeit hinter mir ... Ich hab meinen Job gekündigt und werde bald vierzig und ... na ja, Kim war auf Fortbildung, und ich ... ich schätze, ich wollte ...« Sie winkte ab und holte tief Luft. »Dieses Medium ist in Wahrheit eine ganz gewöhnliche Frau. Sie wohnt in Chiswick und hat das ganze Haus voller Engel – aus Ton und Glas. Da war sogar ein großes Samtbild mit einem Engel über dem Kamin. Kim ...« – Robin warf einen Blick auf die Psychologin, die eine unergründliche Miene aufgesetzt hatte – »Kim glaubt, dass das Medium wusste, wer meine Mutter war. Dass sie mich vor unserem Termin gegoogelt hat. Ich hatte ihr meinen richtigen Namen genannt. Sie meinte, meine Mutter sei schon vor langer Zeit gestorben ... obwohl« – Anna fuchtelte nervös mit den schlanken Händen durch die Luft – »es nie einen Beweis dafür gab, dass meine Mutter gestorben ist. Das ist ja gerade die ... Wie dem auch sei. Ich hab dem Medium erzählt, dass sie tot ist, dass mir aber nie jemand die genauen Umstände geschil-

dert hat. Die Frau fiel in ... na ja, man würde es wohl als Trance bezeichnen«, sagte Anna peinlich berührt. »Dann meinte sie, es gebe Leute, die glauben, mich beschützen zu müssen, weil sie nur das Beste für mich wollen. Trotzdem sei es an der Zeit, die Wahrheit zu hören. Ich solle auf ein ›Zeichen‹ warten. ›Ihre Mutter ist sehr stolz auf Sie«, hat sie gesagt, und: ›Sie passt immer auf Sie auf.‹ Solche Sachen – Standardfloskeln, nehme ich an. Aber dann, ganz am Ende, hat sie noch etwas anderes gesagt: ›Sie liegt an einem heiligen Ort.«

»An einem heiligen Ort?«, wiederholte Strike.

»Ja. Wahrscheinlich war das irgendwie tröstlich gemeint, dabei bin ich gar nicht gläubig. Für mich lautet die große Frage ja nicht, ob die letzte Ruhestätte meiner Mutter – wenn sie denn eine hat – heilig ist oder nicht ...«

»Darf ich mir Notizen machen?«, fragte Strike und nahm sein Notizbuch und einen Stift heraus. Cagney war offensichtlich der Meinung, dass dies allein zu ihrer Unterhaltung geschah, und schlug nach dem Stift mit der Pfote, während Strike versuchte, sich das Datum aufzuschreiben.

»Komm her, du albernes Ding«, sagte Kim, stand auf, nahm die Katze hoch und setzte sie auf den warmen Holzboden.

»Fangen wir doch am Anfang an«, schlug Strike vor. »Als Ihre Mutter verschwand, müssen Sie noch sehr jung gewesen sein.«

»Gerade mal ein Jahr alt«, sagte Anna. »Ich erinnere mich nicht an sie. Wir hatten kein einziges Foto von ihr bei uns zu Hause. Ich wusste lang gar nicht, was überhaupt passiert war. Damals gab es ja noch kein Internet, und meine Mutter hatte nach ihrer Hochzeit ihren Mädchennamen behalten, während ich als Anna Phipps aufwuchs. Mein Vater heißt Phipps. Vor meinem elften Lebensjahr hätte ich mit ›Margot Bamborough‹ gar nichts anfangen können. Ich dachte, Cynthia wäre meine Mum. Sie war mein Kindermädchen, als ich noch klein war«,

erklärte sie. »Sie ist mit meinem Vater verwandt, eine Cousine dritten Grades und ein gutes Stück jünger als er, aber auch eine Phipps, daher nahm ich an, wir wären eine ganz normale Familie. Wieso auch nicht? Erst nachdem ich eingeschult worden war, hab ich mich gefragt, wieso ich Cyn ›Cyn‹ und nicht ›Mum‹ nenne, aber dann haben Dad und Cyn geheiratet und mir erlaubt, ›Mum‹ zu ihr zu sagen, sofern ich das wollte. Aha, hab ich gedacht, ich habe sie also vorher mit ihrem Namen ansprechen müssen, weil sie nicht verheiratet gewesen waren. Was man sich als Kind so zusammenreimt, verstehen Sie? Da hat man eine ganz eigene Logik. Ich war ungefähr sieben oder acht, als eine Mitschülerin zu mir sagte, Cyn sei gar nicht meine richtige Mum. ›Deine richtige Mum ist verschwunden‹, hat sie gesagt. Das klang so verrückt, dass ich weder Dad noch Cyn darauf angesprochen und es gleich wieder vergessen habe. Aber irgendwo tief in mir drin habe ich gespürt, dass dies die Antwort auf diverse seltsame Dinge sein könnte, für die ich nie eine richtige Erklärung bekommen hatte. Mit elf fand ich es dann heraus. Da hatte ich bei meinen Mitschülern bereits andere Gerüchte aufgeschnappt: ›Deine echte Mum ist weg-gelaufen‹ zum Beispiel. Eines Tages hat ein ganz fürchterlicher Junge zu mir gesagt: ›Ein böser Mann hat deine Mum umgebracht und ihr den Kopf abgeschnitten.‹ Ich bin nach Hause gerannt und hab es meinem Vater erzählt, damit der sich darüber lustig macht und mir sagt, wie lächerlich das alles sei, was für ein schrecklicher Junge ... Stattdessen wurde er kreidebleich. Am selben Abend riefen Dad und Cynthia mich runter ins Wohnzimmer und erzählten mir die Wahrheit. Und mit einem Mal waren all meine Gewissheiten dahin«, sagte Anna leise. »Wer rechnet schon damit, dass so etwas in der eigenen Familie passiert? Ich habe Cyn heiß und innig geliebt und kam mit ihr sogar besser aus als mit meinem Vater, wenn ich ehrlich bin. Und auf einmal erzählen sie mir, dass sie gar nicht

meine Mutter sei, dass sie beide gelogen oder mir die Wahrheit zumindest verschwiegen hätten ... Sie erzählten mir, dass meine Mutter eines Abends ihre Arztpraxis verlassen habe und verschwunden sei. Anscheinend war die Empfangsdame die letzte Person, die sie lebend gesehen hat. Meine Mutter wollte zum Pub, der nur fünf Minuten die Straße runter war; dort wartete ihre beste Freundin auf sie. Als sie aber eine geschlagene Stunde später immer noch nicht aufgetaucht war, dachte Oonagh Kennedy – so heißt die Freundin –, sie hätte es vielleicht vergessen. Also hat sie bei uns zu Hause angerufen, aber da war sie nicht. Mein Vater hat es daraufhin in der Praxis versucht, aber die war schon geschlossen. Es wurde dunkel, aber meine Mutter kam einfach nicht nach Hause. Irgendwann hat mein Vater die Polizei verständigt. Die hat monatelang nach ihr gesucht – aber nichts: Niemand hatte sie gesehen, und es gab nirgends Spuren oder Hinweise – zumindest haben mir das mein Vater und Cyn erzählt. Später hab ich dann ein paar Dinge gelesen, die dem widersprechen. Ich hab Dad und Cyn nach den Eltern meiner Mutter gefragt. Die seien tot, sagten sie, und das entsprach auch der Wahrheit; mein Großvater war einige Jahre nach dem Verschwinden meiner Mutter an einem Herzinfarkt gestorben und meine Großmutter ein Jahr später an einem Schlaganfall. Meine Mutter war ein Einzelkind, es gab also keine anderen Verwandten, mit denen ich hätte reden können. Ich fragte nach Fotos. Mein Vater behauptete, er hätte keine mehr, aber ein paar Wochen später suchte Cyn eine Handvoll für mich heraus. Sie bat mich, meinem Vater nichts davon zu erzählen und die Fotos zu verstecken – und das machte ich auch. Ich hatte eine Stofftasche in Form eines Häschens. In der hab ich die Bilder jahrelang aufbewahrt.«

»Haben Ihr Vater oder Ihre Stiefmutter Ihnen je erzählt, was Ihrer Mutter zugestoßen sein *könnte*?«, fragte Strike.

»Sie spielen auf Dennis Creed an, nicht wahr?«, fragte Anna.

»Ja, allerdings ohne ins Detail zu gehen. Es könnte sein, sagten sie, dass sie von einem ... von einem bösen Mann ermordet wurde. Das konnten sie mir schlecht verschweigen, weil ich es ja schon von dem Jungen in der Schule gehört hatte. Wie Sie sich bestimmt vorstellen können, hab ich irgendwann auch Creeds Namen aufgeschnappt. Dass er sie ermordet haben könnte, war eine grässliche Vorstellung. Ich hatte Alpträume, in denen sie ohne Kopf in mein Schlafzimmer kam. Manchmal träumte ich auch, dass ich ihren Kopf in meiner Spielzeugkiste fand. Ich war wahnsinnig wütend auf meinen Vater und Cyn.« Anna verschränkte die Finger. »Wütend, weil sie es mir so lang verschwiegen hatten. Ich fragte mich, welche Geheimnisse sie sonst vor mir hatten und ob sie womöglich etwas mit dem Verschwinden meiner Mutter zu tun haben könnten, ob sie sie aus dem Weg geräumt hätten, um heiraten zu können ... Damals war ich ein bisschen neben der Spur, schwänzte die Schule, lief an einem Wochenende sogar weg und musste von der Polizei zurück nach Hause gebracht werden. Mein Vater war außer sich. Verständlich, wenn man bedenkt, was mit meiner Mutter passiert war. Auch wenn ich nur ein paar Stunden weg gewesen war ... Um ehrlich zu sein: Ich habe ihnen das Leben zur Hölle gemacht«, sagte Anna beschämt. »Trotzdem hat Cyn immer zu mir gehalten, das muss man ihr lassen. Sie hat nie aufgegeben. Sie hatte inzwischen eigene Kinder mit Dad – ich hab noch einen jüngeren Bruder und eine Schwester –, und wir gingen zur Familientherapie und haben gemeinsam Urlaube gemacht. Dabei war immer Cyn die treibende Kraft, mein Vater ganz sicher nicht. Wenn die Sprache auf meine Mutter kommt, wird er sofort wütend und ist eingeschnappt. Einmal hat er geschrien, ich wisse gar nicht, wie schlimm es für *ihn* sei, das alles wieder ans Licht zu zerren. Ich wisse gar nicht, wie *er* sich dabei fühle ... Mit fünfzehn hab ich dann versucht, Oonagh ausfindig zu machen, die Freundin meiner Mutter, die sie damals

an jenem Abend treffen wollte. Sie waren beide Playboy-Bunnys gewesen«, erklärte Anna mit dem Hauch eines Lächelns. »Aber das wusste ich damals noch nicht. Ich habe Oonagh in Wolverhampton aufgespürt. Sie war wahnsinnig aufgewühlt, als sie von mir hörte, aber wir haben ein paarmal sehr nett miteinander telefoniert. Sie erzählte mir alles, was ich wissen wollte: was für einen Humor meine Mutter hatte, welches Parfüm sie trug – Rive Gauche, und gleich am nächsten Tag lief ich los und kaufte es mir von meinem Geburtstagsgeld ... dass sie süchtig nach Schokolade und ein riesiger Joni-Mitchell-Fan war. Oonaghs Geschichten erweckten meine Mutter viel mehr zum Leben als sämtliche Fotos oder das, was Dad und Cyn mir erzählt hatten. Als mein Vater herausfand, dass ich mit Oonagh gesprochen hatte, wurde er fuchsteufelswild. Ich musste ihm Oonaghs Nummer geben, er rief sie an und beschuldigte sie, mich gegen ihn aufzuhetzen, sagte, ich hätte Probleme, sei in Therapie, und das Letzte, was er wolle, seien Leute, die in der Vergangenheit ›rumstocherten«. Das Rive Gauche durfte ich nicht mehr benutzen. Er finde es unerträglich, sagte er. Deshalb habe ich Oonagh auch nie persönlich getroffen. Als ich sie in meinen Zwanzigern noch mal kontaktieren wollte, war sie nicht mehr auffindbar. Vielleicht ist sie gestorben, wer weiß. Ich ging zur Uni, zog von zu Hause aus und las alles über Dennis Creed, was ich in die Finger bekam. Wieder bekam ich Albträume, aber der Wahrheit kam ich nie auch nur einen Schritt näher. Offenbar war der Mann, der die Ermittlungen im Fall meiner Mutter geleitet hatte – ein Detective Inspector namens Bill Talbot –, felsenfest davon überzeugt gewesen, dass Creed sie entführt hatte. Talbot ist inzwischen tot, da bin ich mir sicher. Er stand kurz vor der Pensionierung. Ein paar Jahre nach dem Studium hatte ich die glorreiche Idee, eine Webseite online zu stellen«, sagte Anna. »Meine damalige Freundin war sehr technikaffin und hat sie mir eingerichtet. Ich war furchtbar naiv ...«

Sie seufzte. »Auf der Webseite stand, wer ich war und dass ich nach Informationen über meine Mutter suchte. Sie können sich vorstellen, was passiert ist: Ich wurde mit allen möglichen Theorien bombardiert. Hellscher verrietten mir, wo sie vergraben lag, andere behaupteten, dass mein Vater sie ermordet habe, wieder andere, ich sei gar nicht Margots Tochter, sondern nur auf Geld aus oder wolle mich wichtigmachen. Einige Nachrichten waren richtig boshaft. Da hieß es, meine Mutter sei mit einem Liebhaber durchgebrannt oder Schlimmeres. Und auch ein paar Journalisten meldeten sich. Einer hat daraufhin einen ganz furchtbaren Artikel über unsere Familie im *Daily Express* veröffentlicht. Als er meinen Vater dazu kontaktierte, hat das unserer Beziehung mehr oder weniger den Todesstoß versetzt – und so ist es bis heute«, sagte Anna betäubt. »Als ich ihm eröffnet habe, dass ich lesbisch bin, dachte er, ich würde das nur sagen, um ihn zu ärgern. In den letzten Jahren hat Cyn immer öfter für ihn Partei ergriffen. ›Ich bin gegenüber deinem Vater ebenfalls zur Loyalität verpflichtet«, sagt sie dann immer. Und das«, schloss Anna, »ist der Stand der Dinge.«

Eine Zeit lang sagte niemand etwas.

»Das muss furchtbar für Sie sein«, murmelte Robin schließlich.

»Allerdings«, pflichtete Kim ihr bei und legte wieder die Hand auf Annas Knie. »Natürlich kann ich Annas Wunsch nachvollziehen, mit dieser Sache abzuschließen, keine Frage. Aber – ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen« – sie sah erst Robin und dann Strike an – »ist es denn realistisch, dass Ihnen gelingt, was die Polizei in all den Jahren nicht geschafft hat?«

»Realistisch?«, erwiderte Strike. »Nein.«

Anna sah niedergeschlagen aus, und ihre großen Augen füllten sich mit Tränen. Sie tat Robin unendlich leid, gleichzeitig hatte sie Hochachtung vor Strikes Aufrichtigkeit. Auch die skeptische Kim schien davon beeindruckt zu sein.

»Ich will ganz ehrlich sein«, sagte Strike und sah taktvoll auf seine Aufzeichnungen hinab, bis Anna sich die Augen mit dem Handrücken trocken gewischt hatte. »Wir haben ein paar brauchbare Kontakte zur Londoner Polizei, daher glaube ich, die Chancen stehen gut, dass wir Zugang zu der alten Fallakte erhalten. Wir könnten uns die damaligen Beweismittel ansehen, die einstigen Zeugen – soweit möglich – erneut befragen und jeden Stein noch mal umdrehen. Aber höchstwahrscheinlich werden wir nach so langer Zeit auch nicht mehr herausfinden als die Polizei. Im Wesentlichen stehen wir vor zwei großen Problemen. Zum einen fehlt jeder forensische Beweis. Wenn ich es richtig verstanden habe, hat man nicht die geringste Spur von Ihrer Mutter gefunden, richtig? Kein Kleidungsstück, keine Busfahrkarte oder dergleichen. Nichts.«

»Stimmt«, murmelte Anna.

»Zum anderen haben Sie gerade selbst darauf hingewiesen, dass viele der Personen, die Ihre Mutter kannten oder die am Abend ihres Verschwindens etwas beobachtet haben, inzwischen wahrscheinlich gestorben sind.«

»Ich weiß.«

Eine glitzernde Träne lief an Annas Nase hinab und landete auf dem Plexiglastisch. Kim legte den Arm um Annas Schultern.

»Vielleicht liegt es wirklich daran, dass ich vierzig werde«, sagte Anna schluchzend. »Ich kann mich einfach nicht damit abfinden, eines Tages zu sterben und nie erfahren zu haben, was mit ihr passiert ist.«

»Das verstehe ich«, sagte Strike. »Ich will Ihnen aber auch nichts versprechen, was ich nicht halten kann.«

»Hat es denn im Lauf der Jahre neue Hinweise oder Entwicklungen gegeben?«, wollte Robin wissen.

Kim, die Annas offener Gefühlsausbruch erschüttert zu haben schien, antwortete für sie, wobei sie den Arm nicht von deren Schultern nahm. »Soweit wir wissen, nicht. Stimmt

doch, Annie? Aber womöglich hätte man solche Informationen auch eher Roy – Annas Vater – mitgeteilt. Und der hätte uns bestimmt nichts davon erzählt.«

»Für ihn ist das alles nie passiert. Das ist seine Art, die Sache zu verarbeiten«, sagte Anna und wischte die Tränen weg. »Er tut so, als hätte meine Mutter nie existiert – allerdings bin ich der unbequeme Beweis dafür, dass das nicht wahr ist. Und merkwürdigerweise finde ich die Vorstellung, dass sie aus freien Stücken weggegangen sein könnte – dass sie nie zurückgekommen ist, um nach mir zu sehen, oder uns wenigstens verraten hätte, wo sie ist –, am allerschlimmsten. Darüber will ich gar nicht nachdenken. Meine Großmutter väterlicherseits, die ich nie besonders gut leiden konnte – ehrlich gesagt war sie eine der bösartigsten Frauen, die ich je kennengelernt habe –, hat mir mal ins Gesicht gesagt, meine Mutter sei ihrer Meinung nach abgehauen. Weil sie mit ihrer Rolle als Ehefrau und Mutter nicht zurechtgekommen sei. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr mich das verletzt hat – die Vorstellung, dass meine Mutter uns diese schreckliche Ungewissheit zugemutet haben könnte, dass es sie nicht interessiert hat, wie es ihrer Tochter ging ... Und falls Dennis Creed sie ermordet hätte«, fuhr Anna fort, »wäre das zwar schrecklich – ganz entsetzlich! –, aber ich hätte zumindest Gewissheit. Ich könnte um sie trauern und müsste nicht mit dem Gedanken weiterleben, dass sie sich irgendwo unter einem neuen Namen eine neue Existenz aufgebaut hat und sich nicht darum schert, was aus uns geworden ist.«

In der darauffolgenden Gesprächspause tranken Strike und Robin Kaffee, Anna schniefte, und Kim verließ das Sofa, um ihrer Frau einige Blätter von einer Küchenrolle zu holen.

Eine zweite Ragdoll-Katze tauchte auf, bedachte die vier Zweibeiner mit einem geringschätzigen Blick und streckte sich dann in einer Sonneninsel auf dem Boden aus.

»Das ist Lacey«, sagte Kim, während sich Anna das Gesicht trocknete. »Sie mag niemanden. Uns auch nicht.«

Wieder lachten Strike und Robin höflich.

»Wie funktioniert das eigentlich bei Ihnen?«, fragte Kim unvermittelt. »Wie rechnen Sie ab?«

»Nach Stunden«, sagte Strike. »Sie erhalten eine detaillierte Monatsrechnung. Ich kann Ihnen gern unsere Tarife per E-Mail schicken, aber ich nehme an, dass Sie alles erst noch mal in Ruhe besprechen wollen, bevor Sie sich entscheiden.«

»Ja, unbedingt«, sagte Kim. Während sie Strike ihre E-Mail-Adresse diktierte, sah sie Anna besorgt an, die mit gesenktem Kopf dasaß und sich in regelmäßigen Abständen das Küchenpapier auf die Augen drückte.

Strikes Stumpf protestierte, nach einer so kurzen Sitzpause erneut belastet zu werden, doch Anna war in tränenreiches Schweigen verfallen, und viel mehr zu bereden gab es nicht. Mit leichtem Bedauern, weil die Kekse auf dem Teller unangetastet geblieben waren, schüttelte der Detektiv Anna die kühle Hand.

»Trotzdem vielen Dank«, sagte sie, und unwillkürlich hatte er das Gefühl, sie irgendwie enttäuscht zu haben. Als hätte sie erwartet, dass er ihr bei seiner Ehre versicherte, die Wahrheit ans Licht zu zerren und zu vollbringen, woran alle anderen gescheitert waren.

Kim begleitete sie hinaus.

»Wir rufen Sie später an, wenn Ihnen das recht ist«, sagte sie.

»Jederzeit, gerne«, sagte Strike.

Als sie durch den sonnigen Garten zur Straße zurückgingen, drehte sich Robin noch einmal um. Kim sah ihnen mit einem merkwürdigen Gesichtsausdruck hinterher, als wären ihre Besucher nicht ganz das gewesen, was sie erwartet hatte. Sie fing Robins Blick auf, lächelte und schob die blaue Tür ins Schloss.

*Sie reisten lange unbeschwert dahin  
Durch Wüstenei und Felder wohlbestellt...*

EDMUND SPENSER  
*Die Feenkönigin*

Als sie Falmouth verließen, war Strike bester Laune, was Robin in erster Linie auf den potenziellen neuen Fall zurückführte. Egal wie es um sein Privatleben bestellt war: Ein so kompliziertes Problem wie dieses erregte unweigerlich seine Neugier.

Doch damit hatte sie nur teilweise recht. Annas Geschichte hatte tatsächlich Strikes Interesse geweckt. Die Hauptgründe für seine gute Laune waren jedoch zum einen die Aussicht, seine Prothese in den nächsten Stunden nicht belasten zu müssen, und zum anderen, dass sich die Entfernung zu seiner Schwester mit jeder Minute vergrößerte. Er kurbelte das Fenster runter, sodass die belebende, vertraute Seeluft in das alte Auto wehte, zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch von Robin weg.

»Hast du Morris gesehen, während ich weg war?«, fragte er.

»Gestern«, antwortete Robin. »Hab ihm die Monatsspesen erstattet.«

»Ah, prima. Danke«, sagte Strike. »Daran wollte ich dich eigentlich noch erinnern. Was hältst du von ihm? Barclay

meint, er macht zwar einen guten Job, redet im Auto aber zu viel.«

»Ja«, erwiderte Robin unverbindlich. »Er hört sich wirklich gern reden.«

»Hutchins findet ihn ein bisschen schmierig.« Strike tastete sich behutsam weiter vor. Ihm war nicht entgangen, dass Morris für Robin einen ganz bestimmten Tonfall reserviert hatte. Außerdem hatte Hutchins ihm berichtet, dass Morris sich bei ihm nach Robins Beziehungsstatus erkundigt hatte.

»Hm. Dazu kann ich nichts sagen, so gut kenne ich ihn nicht.«

Weil Strike momentan im Stress war und die Detektei unter einer gewaltigen Arbeitslast ächzte, verkniff sie sich jegliche Kritik an ihrem neuen Mitarbeiter. Sie hatten einen weiteren Mann gebraucht, und zumindest leistete Morris gute Arbeit.

»Pat mag ihn«, fügte sie leicht süffisant hinzu. Mit stiller Freude beobachtete sie aus dem Augenwinkel, wie Strike ihr einen finsternen Blick zuwarf.

»Damit steigt er nicht gerade in meiner Wertschätzung.«

»Wie gemein«, sagte Robin.

»Ab nächster Woche wird es schwierig, sie wieder loszuwerden, das ist dir bewusst? Ihre Probezeit ist demnächst um.«

»Ich will sie nicht loswerden«, entgegnete Robin. »Ich bin sehr zufrieden mit ihr.«

»Dann übernimmst du aber auch die Verantwortung, wenn sie uns irgendwann Ärger macht.«

»Ganz sicher nicht«, sagte Robin. »Jedenfalls nicht allein. Wir haben die Entscheidung, sie einzustellen, gemeinsam getroffen. Du warst doch derjenige, der nicht mehr ständig Zeit- arbeitskräfte haben wollte ...«

»Eine richtige Sekretärin könnte nicht schaden«, hast du gesagt. »Und wir sollten sie wegen ihres Alters nicht benachteiligen.«

»Ich weiß, was ich gesagt habe, und dazu stehe ich auch. Wir brauchen jemanden, der eine Kalkulationstabelle lesen kann und organisiert ist. Aber du warst derjenige ...«

»... weil ich mir keine Altersdiskriminierung vorwerfen lassen wollte ...«

»*Du warst derjenige, der ihr die Stelle angeboten hat*«, beendete Robin den Satz.

»Ich weiß auch nicht, was ich mir dabei gedacht habe.«  
Strike schnippte Asche aus dem Fenster.

Patricia Chauncey war sechsundfünfzig, sah aber aus wie fünfundsechzig. Die dünne Frau mit dem von tiefen Falten durchzogenen Gesicht und dem unnatürlich tiefschwarzen Haar hing im Büro in einem fort an ihrer E-Zigarette und zündete sich die erste Superking an, sobald sie nach Feierabend den Fuß vor die Bürotür setzte. Ihre Stimme war so tief und rau, dass sie am Telefon des Öfteren mit Strike verwechselt wurde. Sie saß an Robins altem Schreibtisch im Vorzimmer, wo sie Anrufe entgegennahm und sich um die Verwaltung der Detektei kümmerte, weil Robin inzwischen als Vollzeitermittlerin arbeitete.

Strike und Pat waren von Anfang an nicht gut miteinander ausgekommen – sehr zu Robins Verwunderung, die beide mochte. Robin war es gewohnt, Rücksicht auf Strikes Launenhaftigkeit zu nehmen und ihn mit Nachsicht zu behandeln, insbesondere wenn sie vermutete, dass er Schmerzen hatte. Pat dagegen hatte keine Skrupel zu zischen: »Ein ›Danke‹ würde dich nicht umbringen«, wenn Strike bei der Entgegennahme der für ihn eingegangenen Nachrichten die gebotene Höflichkeit vermissen ließ. Sie war völlig frei von der Ehrfurcht, die andere Aushilfen gegenüber dem berühmten Detektiv an den Tag gelegt hatten. Einer Aushilfe hatten sie sogar fristlos kündigen müssen, als Strike herausgefunden hatte, dass sie ihn heimlich vom Vorzimmer aus mit dem Handy filmte.

Pat schien indessen eher damit zu rechnen, jeden Augenblick etwas Ehrenrühriges über Strike in Erfahrung zu bringen. Sobald sie gehört hatte, dass die Delle in einem Aktenschrank Resultat eines unbeherrschten Boxhiebs des Chefs war, schien ihr das sogar eine gewisse Genugtuung bereitet zu haben.

Zu Pats Vorzügen gehörte allerdings, dass sie das Ablagesystem auf dem neuesten Stand hielt, die Bücher tadellos führte, sämtliche Belege ordentlich abheftete, Anrufe umgehend beantwortete, Mitteilungen korrekt wiedergab und dafür sorgte, dass immer Teebeutel und Milch vorrätig waren. Außerdem war sie trotz aller Wetterkapriolen und unpünktlicher U-Bahnen noch kein einziges Mal zu spät gekommen.

Und sie mochte Morris, der noch am ehesten in den Genuss ihres selten zur Schau gestellten Lächelns kam. Morris wiederum verpasste keine Gelegenheit, sie mit seinen blauen Augen und seinem Charme zu bezirzen, bevor er seine Aufmerksamkeit Robin zuwandte. Pat glaubte bereits zu ahnen, dass es irgendwann zu einem Techtelmechtel zwischen den beiden jüngeren Kollegen kommen würde.

»Er sieht gut aus«, hatte sie erst in der vergangenen Woche gesagt, als Morris seinen Standort per Telefon durchgegeben hatte, damit sie dem gerade nicht erreichbaren Barclay ausrichten konnte, wo er die Observierungstätigkeit in ihrem wichtigsten Fall fortsetzen solle. »Das muss man ihm lassen.«

»Ich muss ihm gar nichts lassen«, hatte Robin leicht verschnupft erwidert. Dass Ilsa sie in ihrer Freizeit mit Strike verkuppeln wollte, war schon schlimm genug, da musste Pat es nicht auch noch während der Arbeitszeit mit Morris versuchen.

»So ist's recht«, hatte Pat unbeeindruckt geantwortet. »Er soll es sich ruhig verdienen.«

»Wie dem auch sei«, sagte Strike, rauchte die Zigarette zu Ende und drückte sie in der Dose aus, die Robin für diesen

Zweck im Handschuhfach aufbewahrte. »Den Wuschel-Fall hast du abgeschlossen. Verdammt gute Arbeit.«

»Danke. Allerdings wird sich die Presse dafür interessieren. Ein Bigamist ist immer eine Meldung wert.«

»Wohl wahr. Ihn wird es zwar härter treffen als uns, trotzdem sollten wir versuchen, unseren Namen möglichst rauszuhalten. Ich spreche mit der Ehefrau aus Windsor. Damit bleiben noch« – er zählte sie an den dicken Fingern ab – »vier Klienten.«

Sie hatten es sich zur Angewohnheit gemacht, ihren Zielpersonen und Klienten Spitznamen zu verleihen, damit sie in E-Mails oder gar in der Öffentlichkeit nicht versehentlich die Klarnamen fallen ließen. Two-Times war ein ehemaliger Klient der Detektei, der vor Kurzem erneut bei ihnen angeklopft hatte, nachdem er andere Privatermittler ausprobiert und für unzureichend befunden hatte. Strike und Robin hatten bereits zwei seiner Freundinnen observiert. Auf den ersten Blick schien Two-Times nicht allzu viel Glück in der Liebe zu haben – seine wechselnden Partnerinnen waren anfangs immer sehr von seinem dicken Bankkonto angetan, schienen jedoch unfähig zu sein, ihm treu zu bleiben. Mit der Zeit waren Strike und Robin jedoch zu dem Schluss gekommen, dass es ihm eine gewisse emotionale oder sexuelle Befriedigung verschaffte, betrogen zu werden: Das Material, für dessen Beschaffung er sie bezahlte, war für ihn kein Grund zur Wut, sondern Lustgewinn. Sobald er den fotografischen Beweis der Untreue seiner aktuellen Gefährtin in Händen hielt, konfrontierte er diese damit, schickte sie in die Wüste und suchte sich die nächste, bei der sich das Ganze dann wiederholte. Gegenwärtig war er mit einem Glamourmodel liiert, das sich bis dato zu Two-Times' schlecht verborgener Enttäuschung als treu erwiesen hatte.

Leichtfuß – ein etwas fantasieloser, von Morris ersonnener Spitzname – war ein vierundzwanzigjähriger Tänzer, der

eine Affäre mit einer neununddreißig Jahre alten, zweifach geschiedenen Frau hatte, die in erster Linie für ihren langjährigen Drogenkonsum und das gewaltige Vermögen ihrer Familie bekannt war. Der Vater der prominenten Dame hatte die Detektei damit beauftragt, Leichtfuß unter die Lupe zu nehmen und ein Druckmittel zu finden, um seine Tochter von ihm loszueisen.

Postkarte war ihnen bislang noch gänzlich unbekannt; ein nicht mehr ganz junger und – Robins Meinung nach – recht unattraktiver Wetteransager aus dem Fernsehen hatte die Detektei kontaktiert, nachdem ihm die Polizei mitgeteilt hatte, sie sei nicht zuständig für Postkarten, die ihm an den Arbeitsplatz und – was Anlass zu größerer Besorgnis gab – inzwischen auch in den frühen Morgenstunden per Hand in den privaten Briefkasten zugestellt wurden. Die Karten enthielten nie Drohbotschaften; tatsächlich handelte es sich meist um völlig banale Kommentare, beispielsweise zur Krawattenwahl des Moderators. Allerdings ließen sie darauf schließen, dass der Absender für einen Fremden ein bisschen zu gut mit dem Bewegungsprofil und dem Privatleben des Wetterfroschs vertraut war. Zudem stellten die Karten ein im Online-Zeitalter eher ungewöhnliches Medium dar; Andy Hutchins, ein weiterer Mitarbeiter der Detektei, schlug sich seit mittlerweile zwei Wochen vor dem Haus des Wetteransagers die Nächte im Auto um die Ohren, aber Postkarte hatte sich nicht gezeigt.

Bei ihrem letzten und zugleich lukrativsten und interessantesten Fall ging es um Wiesel, einen jungen Investmentbanker, dessen allzu steiler Aufstieg erwartungsgemäß die Missgunst seiner bei der Beförderung übergangenen Kollegen zur Folge gehabt hatte. Als er sich bei der Bewerbung um den Posten des stellvertretenden Firmenchefs gegen drei unbestreitbar besser qualifizierte Kandidaten durchgesetzt hatte, war aus dem Argwohn ein dringender Verdacht geworden. Was genau Wiesel

gegen den Geschäftsführer (detekteiintern auch als »Wiesels Boss« oder WB bekannt) in der Hand hatte, interessierte mittlerweile nicht nur Wiesels Untergebene, sondern auch mehrere misstrauische Aufsichtsratsmitglieder. Diese hatten sich mit Strike in einer schummrigen Bar in der City getroffen und ihm ihren Verdacht dargelegt. Strikes gegenwärtige Strategie bestand darin, dessen persönlicher Assistentin mehr über Wiesel entlocken zu wollen. Mit dieser Aufgabe hatte er Morris betraut. Morris sollte sie nach Feierabend irgendwo anquatschen, selbstverständlich ohne seinen richtigen Namen oder seinen Beruf zu nennen, und vorsichtig ausloten, wie weit ihre Loyalität zu Wiesel reichte.

»Musst du zu einer bestimmten Uhrzeit zurück in London sein?«, fragte Strike nach einem kurzen Augenblick der Stille.

»Nein«, antwortete Robin, »wieso?«

»Würde es dir etwas ausmachen, wenn wir irgendwo anhalten und eine Kleinigkeit essen würden? Ich hab noch nicht gefrühstückt.«

Robin erinnerte sich zwar noch gut an den Teller mit Croissantkrümeln, der vor ihm gestanden hatte, als sie in die Palacio Lounge gekommen war, sagte aber nichts und erklärte sich einverstanden.

»Ein Croissant besteht hauptsächlich aus Luft«, bemerkte Strike, der ihre Gedanken gelesen zu haben schien, »und zählt daher nicht.«

Robin lachte.

Als sie die Subway-Filiale einer Cornwall-Services-Raststätte erreichten, herrschte trotz Müdigkeit eine beinahe ausgelassene Stimmung zwischen ihnen. Sobald sich Robin – getreu ihrem Vorsatz, sich gesünder zu ernähren – über ihren Salat hergemacht und Strike einige befriedigende Bissen von seinem Steak-und-Käse-Sandwich gegessen hatte, schickte er Kim Sullivan ihre Standardtarifliste.

»Ich hab mich heute Morgen mit Lucy gestritten«, sagte er dann.

Da er den Streit überhaupt zur Sprache brachte, musste er heftig gewesen sein, mutmaßte Robin.

»Um fünf Uhr morgens im Garten. Eigentlich wollte ich nur in Ruhe eine rauchen.«

»Ein bisschen früh für eine Auseinandersetzung.« Robin stocherte ohne große Begeisterung in ihrem grünen Salat.

»Anscheinend hat mir niemand Bescheid gegeben, dass zwischen uns ein großer ›Wer hat Joan am liebsten‹-Wettbewerb läuft.« Eine Minute lang aß er schweigend weiter. »Und am Ende hab ich zu ihr gesagt, dass Adam ein weinerlicher kleiner Scheißer und Luke ein Arschloch ist.«

Robin atmete den Schluck Wasser ein, den sie gerade hatte trinken wollen, was einen Hustenanfall zur Folge hatte. Sie keuchte und prustete so sehr, dass sich die Gäste an den Nachbartischen schon nach ihr umdrehten. Sie trocknete sich das Kinn und die tränenden Augen mit einer Papierserviette ab.

»Warum *um alles in der Welt* hast du das zu ihr gesagt?«

»Weil Adam ein weinerlicher kleiner Scheißer ist und Luke ein Arschloch.«

Obwohl sie noch immer mit tränenden Augen Wasser aus ihrer Luftröhre hustete, schüttelte Robin lachend den Kopf. »Verdammt noch mal, Cormoran«, sagte sie, sobald sie wieder sprechen konnte.

»Du hast keine volle Woche mit ihnen verbringen müssen! Luke hat meine neuen Kopfhörer kaputt gemacht und ist mit meiner Prothese davongelaufen, der Arsch. Und Lucy wirft mir vor, dass ich Jack bevorzuge. Natürlich bevorzuge ich ihn – er ist aus diesem Haufen der einzig Erträgliche!«

»Schön und gut, aber der *Mutter* das direkt ins Gesicht zu sagen...«

»Ja, ich weiß«, seufzte Strike. »Ich ruf sie an und entschul-

dige mich.« Er dachte kurz nach. »Aber wieso in Gottes Namen sollte ich mit allen dreien etwas unternehmen? Zwei davon interessieren sich einen Scheiß fürs Militär. ›Adam hat geheult, als ihr von den Churchill War Rooms nach Hause gekommen seid‹ – meine Fresse! Dem kleinen Drecksack ging es doch bloß gegen den Strich, dass ich Jack etwas gekauft habe und ihm nicht! Wenn es nach Lucy ginge, müsste ich sie jedes Wochenende irgendwohin mitnehmen, und sie dürften es sich *der Reihe nach aussuchen*. Dann müsste ich in den Zoo und zum beschissenen Gokart – und was die Ausflüge mit Jack so besonders macht, wäre ruiniert. Ich *mag* Jack«, erklärte er, anscheinend von sich selbst überrascht. »Wir interessieren uns für dieselben Sachen. Wieso besteht sie darauf, dass ich sie alle gleich behandle? Dass man nicht per se auf alles Ansprüche hat, nur weil man verwandt ist, ist doch eine wichtige Lektion fürs Leben, möchte ich meinen. Aber bitte, wenn sie darauf besteht, kaufe ich den anderen eben auch Geschenke.« Er zeichnete mit den Händen einen Rahmen in die Luft. »Du sollst kein kleines Arschloch sein.« Das lasse ich auf eine Plakette gravieren, die sich Luke dann ins Zimmer hängen kann.«

Sie kauften sich Reiseproviant und setzten die Fahrt fort. Als sie wieder auf dem Motorway waren, entschuldigte sich Strike dafür, dass sie sich nicht beim Fahren abwechseln konnten, doch der alte Land Rover hätte eine zu große Herausforderung für sein künstliches Bein dargestellt.

»Kein Problem«, sagte Robin. »Macht mir nichts aus. Was ist denn so lustig?«, fragte sie, als Strike einen Blick in die Provianttüte warf und grinste.

»Englische Erdbeeren.«

»Und das ist so komisch, weil...?«

Er erzählte ihr von Dave Polworths Empörung darüber, dass man Produkte aus Cornwall nicht als solche auszeichnete, und

dessen ebenso große Befriedigung darüber, dass die Einheimischen sich in Umfragen zunehmend als Einwohner Cornwalls und nicht Englands identifizierten.

»Die Theorie der sozialen Identität ist wirklich hoch spannend«, sagte Robin, »genau wie die Selbstkategorisierungstheorie – das hatte ich an der Uni. So was hat sowohl ökonomische als auch gesellschaftliche Auswirkungen, insbesondere ...«

Sie erzählte munter drauflos, bis sie mit einem flüchtigen Seitenblick feststellte, dass Strike eingeschlafen war. Weil er tatsächlich todmüde ausgesehen hatte, beschloss sie, sich nicht darüber zu ärgern, und schwieg. Bis auf ein gelegentliches Schnarchen ließ Strike nichts weiter von sich hören. Erst als sie Swindon erreichten, schreckte er aus dem Schlaf.

»Scheiße!« Er wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab. »Tut mir leid! Wie lang hab ich geschlafen?«

»Fast drei Stunden«, sagte Robin.

»Scheiße«, wiederholte er. »Tut mir leid.« Er griff nach einer Zigarette. »Ich hab auf dem unbequemsten Sofa der Welt kampiert, und die Kinder haben mich jeden beschissenen Tag schon im Morgengrauen geweckt. Willst du was aus der Tüte?«

»Ja, bitte.« Robin brauchte jetzt dringend einen Energieschub und beschloss, die guten Vorsätze hintanzustellen. »Schokolade. Aus England oder Cornwall, ist mir egal.«

»Tut mir leid«, sagte Strike ein drittes Mal. »Du wolltest mir was von irgendeiner Sozialtheorie erzählen.«

Robin grinste. »Du bist eingeschlafen, als ich dir meine fantastische Idee zur Implementierung der Theorie der sozialen Identität in die Ermittlungspraxis unterbreiten wollte.«

»Und die lautet?«, fragte er, um Wiedergutmachung bemüht.

»Kurz gesagt neigen wir dazu, uns und andere in Gruppen einzuteilen«, erläuterte Robin, die genau wusste, weshalb er so interessiert tat. »Dies führt dazu, dass wir Ähnlichkeiten zwischen den Mitgliedern einer Gruppe größere Bedeutung bei-

messen als denen zwischen Gruppenmitgliedern und Außenseitern.«

»Willst du damit sagen, dass gar nicht alle Männer aus Cornwall ehrliche, bodenständige Pfundskerle und nicht alle Engländer aufgeblasene Arschlöcher sind?« Strike wickelte einen Yorkie-Schokoriegel aus und drückte ihn ihr in die Hand. »Kommt mir nicht sehr wahrscheinlich vor. Wenn ich Polworth das nächste Mal sehe, frage ich ihn, was er davon hält.«

Er strafte die Erdbeeren, die Robin gekauft hatte, mit Nichtbeachtung, öffnete stattdessen eine Dose Cola, rauchte und beobachtete den Himmel, der sich allmählich blutrot färbte, während sie sich London näherten.

»Dennis Creed lebt noch, wusstest du das?«, fragte Strike, ohne die am Fenster vorbeiziehenden Bäume aus den Augen zu lassen. »Hab ich heute früh im Internet gelesen.«

»Und wo lebt er?«, fragte Robin.

»Broadmoor«, antwortete Strike. »Erst saß er in Wakefield, dann in Belmarsh. 1995 wurde er nach Broadmoor verlegt.«

»Aufgrund welcher psychiatrischen Erkrankung?«

»Da gehen die Ansichten auseinander. Offenbar waren sich die Fachleute nicht einig, ob er bei der Gerichtsverhandlung geistig zurechnungsfähig war. Er hat einen außergewöhnlich hohen IQ. Letzten Endes kamen die Geschworenen zu dem Schluss, dass er durchaus wusste, dass das, was er getan hatte, falsch war. Also kam er ins Gefängnis und nicht in die Psychiatrie. Aber anscheinend hat er irgendwann Symptome entwickelt, die eine Verlegung gerechtfertigt haben. Auf den ersten Blick«, fuhr Strike fort, »ist es nur zu verständlich, dass der leitende Ermittler davon ausging, Margot Bamborough sei Creed zum Opfer gefallen. Offenbar ist damals genau zu dem Zeitpunkt, als sie unterwegs zum Three Kings gewesen sein muss, ein kleinerer Lieferwagen mit überhöhter Geschwindigkeit aufgefallen. Und Creed hat diverse Frauen in einem Liefer-

wagen entführt«, fügte er hinzu, als er Robins fragenden Blick auffing.

Die Straßenlaternen entlang des Motorways gingen an. »Sie liegt an einem heiligen Ort«, zitierte Robin, sobald sie ihren Yorkie aufgegessen hatte.

Strike grunzte. Er rauchte schon wieder. »Typisches Hellsehergeschwätz.«

»Findest du?«

»Ja, finde ich«, sagte Strike. »Ist ja auch zu bequem, dass sich die Leute aus dem Jenseits immer nur in Rätseln äußern. Ich bitte dich!«

»Schon gut, beruhige dich wieder. Ich habe nur laut gedacht.«

»Im Prinzip ist doch so ziemlich alles ein ›heiliger Ort‹, wenn man es nur aus der richtigen Perspektive betrachtet. Clerkenwell zum Beispiel – das Viertel, in dem sie verschwunden ist – hat eine lange religiöse Geschichte. Irgendwas mit Mönchen oder so. Weißt du, wo Dennis Creed 1974 gewohnt hat?«

»Keine Ahnung.«

»In der Nähe des Paradise Park in Islington.«

»Ach«, sagte Robin. »Also glaubst du, dass das Medium *wusste*, wer Annas Mutter war?«

»Wenn ich Hellseher wäre, würde ich die Namen meiner Kunden im Vorfeld googeln. Es könnte aber auch nur ein tröstender Spruch gewesen sein, genau wie Anna vermutet hat. Vielleicht hat dieses Medium damit andeuten wollen, dass Annas Mutter ein ordentliches Begräbnis erhalten hat. Dass sie – egal wie schlimm die Umstände ihres Todes auch waren – eine auf irgendeine Art geweihte Ruhestätte gefunden hat. Creed hat übrigens gestanden, Knochenstücke im Paradise Park verstreut zu haben. In den Blumenbeeten.«

Trotz der stickigen Luft im Auto lief es Robin eiskalt den Rücken hinunter.

»Verdammte Leichenfledderer«, brummte Strike.

»Was? Wer?«

»Medien, Hellseher, Wahrsager, dieses ganze Gesocks ... alles Blutsauger.«

»Meinst du nicht, dass manche von ihnen selbst an das glauben, was sie da tun? Dass sie wirklich davon überzeugt sind, Nachrichten aus dem Jenseits zu empfangen?«

»Ich meine, dass es eine Menge Spinner auf der Welt gibt, und je weniger Beachtung wir diesen Spinnern schenken, umso besser ist es für uns alle.«

Das Handy in Strikes Tasche klingelte. Er nahm es heraus.  
»Strike?«

»Ja, hallo – Anna Phipps hier. Kim hört auch mit.«

Strike stellte auf Lautsprecher.

»Ich hoffe, Sie können uns einigermaßen verstehen«, sagte er über das Klappern und Brummen des Land Rover hinweg.

»Wir sind noch unterwegs.«

»Ja, das hört man.«

»Ich halte kurz an«, sagte Robin und ließ den Wagen behutsam über die Standspur ausrollen.

»So ist es besser«, sagte Anna, sobald Robin den Motor ausgeschaltet hatte. »Also ... Kim und ich haben beratschlagt und beschlossen, Sie zu engagieren.«

Robin überkam ein Schauer der Aufregung.

»Großartig«, sagte Strike. »Wir freuen uns, wenn wir Ihnen helfen können.«

»Allerdings«, wandte Kim ein, »wollen wir die Ermittlung aus psychologischen – und offen gestanden auch aus finanziellen – Gründen zeitlich beschränken. Die Polizei hat diesen Fall in beinahe vierzig Jahren nicht lösen können ... Also, nicht dass Sie ebenfalls vierzig Jahre lang ermitteln und nichts herausfinden.«

»Stimmt«, sagte Strike. »Also ...«

»Wir haben an ein Jahr gedacht«, sagte Anna. Sie klang nervös. »Was meinen Sie ... Ist das vernünftig?«

»Genau das hätte ich auch vorgeschlagen«, erwiderte Strike. »Um ehrlich zu sein, glaube ich nicht, dass wir in weniger als zwölf Monaten etwas erreichen.«

»Brauchen Sie noch weitere Informationen?«, wollte Anna wissen. Sie klang eindeutig nervös. Und aufgeregt.

»Da fällt mir sicher etwas ein«, antwortete Strike und nahm das Notizbuch heraus, um einen Namen nachzuschlagen. »Für den Anfang wäre es sicher sinnvoll, mit Ihrem Vater und Cynthia zu sprechen ...«

Am anderen Ende der Leitung herrschte Stille. Strike und Robin sahen einander verwundert an.

»Das wird wohl nicht möglich sein«, sagte Anna. »Tut mir leid, aber wenn mein Vater herausfindet, dass ich Sie engagiert habe, wird er mir das nie verzeihen.«

»Was ist mit Cynthia?«

»Bedauerlicherweise war Annas Vater in letzter Zeit nicht bei bester Gesundheit«, erklärte Kim. »Cynthia ist von den beiden zwar die Vernünftigere, aber sie wird nicht wollen, dass sich Roy in seinem derzeitigen Zustand aufregt.«

»Gar kein Problem.« Strike sah Robin mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Dann kümmern wir uns zuallererst um die Polizeiakte. Ich schicke Ihnen den Standardvertrag per Mail. Sobald Sie ihn ausgedruckt, unterschrieben und zurückgeschickt haben, legen wir los.«

»Vielen Dank«, sagte Anna, und nach einer kurzen Pause fügte Kim hinzu: »Na dann.«

Sie legten auf.

»Sieh einer an«, sagte Strike. »Unsere erste Cold-Case-Ermittlung. Das wird interessant.«

»Und wir haben ein Jahr Zeit«, sagte Robin und fuhr wieder auf den Motorway.

»Eine Frist, die sie bestimmt verlängern, wenn es bis dahin so aussieht, als hätten wir eine Spur.«

»Da wünsche ich viel Glück«, erwiderte Robin spitz. »Kim hat uns nur deshalb ein Jahr zugestanden, damit sie Anna sagen kann, sie hätten alles versucht. Ich wette um fünf Pfund, dass sie auf gar keinen Fall verlängern.«

»Die Wette gilt«, sagte Strike. »Wenn wir auch nur den kleinsten Hinweis finden, wird Anna es bis zum Ende durchziehen wollen.«

Die restliche Fahrt unterhielten sie sich über die laufenden Ermittlungen und hatten damit genug Gesprächsstoff, bis sie das Ende der Denmark Street erreichten. Dort stieg Strike aus.

»Cormoran«, sagte Robin, als er seine Tasche von der Rückbank des Land Rover holte. »Auf deinem Schreibtisch liegt übrigens eine Nachricht. Charlotte Campbell hat gestern angerufen und um Rückruf gebeten. Sie meinte, sie habe etwas für dich.«

Einen Augenblick lang starrte Strike Robin einfach nur mit unergründlicher Miene an. »Alles klar. Danke. Wir sehen uns morgen. Ach nein«, korrigierte er sich umgehend. »Du hast ja frei. Schöne Zeit!«

Dann knallte er die Autotür zu und hinkte mit gesenktem Kopf und geschulterter Tasche in Richtung Büro. Ob er nun haben wollte, was Charlotte Campbell hatte, oder nicht – in dieser Hinsicht war die müde Robin genauso schlau wie vorher.

ZWEITER TEIL

*Dann naht der Herbst in gelbem Kleid...*

EDMUND SPENSER

*Die Feenkönigin*

*Manch Schrecken er erfuhr aus unheilswang'rem  
Buch...*

EDMUND SPENSER

*Die Feenkönigin*

Nachdem Strike und Robin die kreidebleiche Frau, die sie nur mehr die »zweite Mrs. Wuschel« nannten, von der Bigamie ihres Mannes unterrichtet hatten, saß sie mehrere Minuten lang einfach nur stumm da. In ihrem kleinen, aber hübschen Haus mitten in Windsor herrschte an diesem Dienstagmorgen Stille: Sohn und Tochter waren in der Grundschule. Sie hatte vor dem Eintreffen der Detektive geputzt, es roch nach Pledge-Allzweckreiniger, und auf dem Teppich waren immer noch Staubsaugerspuren zu sehen. Auf dem auf Hochglanz polierten Couchtisch lagen zehn Fotos, auf denen Wuschel lachend und ohne Toupet die Pizzeria in Torquay verließ – neben ihm die zwei Teenager, die eine verblüffende Ähnlichkeit mit den Kindern aufwiesen, die er in Windsor gezeugt hatte. Die lächelnde Frau, um die er den Arm gelegt hatte, hätte die ältere Schwester von Strikes und Robins Klientin sein können.

Robin wusste zwar noch genau, wie sie sich gefühlt hatte, als sie in ihrem Ehebett Sarah Shadlocks Brillantohrstecker gefunden hatte, doch den Schmerz, die Demütigung und Scham

der Frau, die ihr nun mit verkrampfter Miene gegenüber saß, konnte sie sich nicht ansatzweise vorstellen. Strike äußerte ein paar mitfühlende Floskeln, von denen – darauf hätte Robin ihre gesamten Ersparnisse verwettet – keine einzige bei Mrs. Wuschel ankam. Und sie lag richtig: Die Frau stand unvermittelt auf und zitterte so heftig, dass Strike mitten im Satz ebenfalls aufstand, um sie im Ernstfall auffangen zu können, doch sie taumelte einfach nur an ihm vorbei und verließ das Zimmer. Kurz darauf hörten sie, wie sich die Haustür öffnete, und sahen durch die Gardine, wie ihre Klientin mit einem Golfschläger in der Hand auf den vor dem Haus geparkten roten Audi Q3 zumarschierte.

»Ach du Schande«, sagte Robin.

Als sie sie erreichten, hatte die zweite Mrs. Wuschel bereits die Windschutzscheibe eingeschlagen und mehrere tiefe Dellen im Wagendach hinterlassen. Nachbarn gafften, und zwei Zwergspitze kläfften hinter der Glastür im Haus gegenüber. Als Strike der zweiten Mrs. Wuschel das Vierer-Eisen entwand, wollte sie es ihm erst unter wilden Verwünschungen wieder abnehmen, brach dann aber in Tränen aus.

Robin legte ihr den Arm um die Schultern und führte sie behutsam, aber bestimmt ins Haus zurück. Mit dem Golfschläger in der Hand bildete Strike die Nachhut. Sobald sie in der Küche waren, wies Robin ihn an, einen starken Kaffee aufzusetzen und nach Brandy zu suchen. Auf Robins Anraten hin rief Mrs. Wuschel ihren Bruder an und bat ihn, so schnell wie möglich zu kommen. Dann legte sie auf und scrollte auf der Suche nach Wuschels Nummer durch ihre Kontaktliste. Robin riss ihr das Handy aus der manikürten Hand.

»Geben Sie das wieder her!«, rief Mrs. Wuschel angriffslos und mit irrem Blick. »Dieses Arschloch ... Dieses *Arschloch!* Ich muss mit ihm reden ... Geben Sie das zurück!«

»Das ist keine gute Idee.« Strike stellte Kaffee und Brandy

vor ihr ab. »Er hat ja bereits bewiesen, wie gut er Geld und sonstigen Besitz vor Ihnen verbergen kann. Sie brauchen jetzt einen 1-a-Anwalt«

Sie blieben bei ihrer Klientin, bis der Bruder eintraf, ein Schlipsträger und hohes Tier im Personalwesen. Er war verärgert, weil man ihn aus dem Büro zitiert hatte, und so schwer von Begriff, dass Strike beinahe aus der Haut gefahren wäre und Robin besänftigend dazwischengehen musste, bevor es zu einem Streit kam.

»Scheiße noch mal«, knurrte Strike auf der Rückfahrt nach London. »*Er hatte schon eine Frau, als er Ihre Schwester geheiratet hat.* Ist das so schwer zu kapieren?«

»Sehr schwer sogar«, sagte Robin nun ihrerseits leicht verärgert. »Mit so was rechnet man doch nicht.«

»Ich hab ihnen gesagt, dass sie uns der Presse gegenüber nicht erwähnen sollen. Glaubst du, das haben sie gehört?«

»Nein«, sagte Robin.

Sie sollte recht behalten. Vierzehn Tage nach ihrem Besuch in Windsor erschienen auf den Titelseiten der Morgenausgaben mehrerer Boulevardblätter groß aufgemachte Artikel über Wuschel und seine drei Frauen. Ausnahmslos alle brachten ein Foto von Strike im Mittelteil, einmal wurde er sogar in der Überschrift genannt. Inzwischen war er ein Garant für Schlagzeilen, und die Kombination aus berühmtem Detektiv und stämmigem, glatzköpfigem reichem Mann mit gleich zwei Familien und einer Geliebten war unwiderstehlich.

Wenn Strike in einem prominenteren Fall vor Gericht aussagen musste, dann nur mit Vollbart, den er sich praktischerweise bei Bedarf in kürzester Zeit wachsen lassen konnte. Das Foto hingegen, das die Zeitungen am liebsten abdruckten, war schon älteren Datums und zeigte ihn in Uniform. Trotzdem musste er unablässig um die für seinen Beruf unabdingbare Unsichtbarkeit kämpfen. Dass man ihn in seinem Büro beläs-

tigte, um eine Stellungnahme von ihm zu erhalten, war eine Unannehmlichkeit, auf die er gut verzichten konnte.

Das öffentliche Interesse wurde weiter geschürt, als die beiden Mrs. Wuschel eine Allianz gegen ihren Nochehemann bildeten. Unerwarteterweise schienen sie sich im Rampenlicht überaus wohlzufühlen und gaben nicht nur einem Frauenmagazin ein gemeinsames Interview, sondern saßen obendrein zusammen in mehreren Nachmittagstalkshows, um über die langjährige Täuschung zu sprechen, den darauffolgenden Schock, ihre unverhoffte Freundschaft und ihre Absicht, dafür zu sorgen, dass Wuschel den jeweiligen Tag, an dem er sie kennengelernt hatte, noch verfluchen werde. Gleichzeitig ließen sie der schwangeren Geliebten aus Glasgow (die erstaunlicherweise treu zu Wuschel hielt) die kaum verhohlene Warnung zukommen, sich das Ganze gut zu überlegen – wenn sie mit ihm fertig seien, werde er keinen Penny mehr in der Tasche haben.

Der September zeigte sich von seiner kühlen und unbeständigen Seite. Strike rief Lucy an, um sich für die beleidigenden Bemerkungen über ihre Söhne zu entschuldigen. Sie reagierte verhalten, weil er nichts zurücknahm, sondern lediglich bereute, seine Meinung laut ausgesprochen zu haben. Mit Erleichterung nahm er zur Kenntnis, dass die Schule wieder angefangen hatte und ihre Söhne am Wochenende mit diversen Sportveranstaltungen beschäftigt wären – und er somit bei seinem bevorstehenden Besuch in St. Mawes nicht auf dem Sofa schlafen müsste und sich ganz ohne die verkrampfte, vorwurfsvolle Lucy in Ruhe um Ted und Joan kümmern konnte.

Obwohl seine Tante von der Chemotherapie bereits geschwächt war, ließ sie es sich nicht nehmen, für ihn zu kochen. Er konnte kaum mit ansehen, wie sie sich durch die Küche schleppte, doch sie wollte selbst dann keine Ruhe geben, als Ted sie darum anflehte. Nachdem Joan am Samstagabend zu

Bett gegangen war, brach Strikes Onkel regelrecht zusammen und weinte sich an Strikes Schulter aus. Ted war für seinen Neffen stets der unerschütterliche Fels in der Brandung gewesen, sodass Strike – der tatsächlich unter beinahe allen Bedingungen schlafen konnte – bis zwei Uhr nachts wach lag, in die Dunkelheit starrte, die viel schwärzer als die Londoner Nacht war, überlegte, länger zu bleiben, und sich Vorwürfe machte, als er sich letztlich doch dazu durchrang, nach London zurückzukehren.

In der Detektei war so viel zu tun, dass er ohnehin schon ein schlechtes Gewissen hatte, Robin und den anderen so viel Arbeit aufzubürden, während er ein langes Wochenende in Cornwall verbrachte. Neben ihren fünf laufenden Fällen wollte der mit den neuen Mitarbeitern einhergehende Organisationsaufwand bewältigt werden, außerdem standen Verhandlungen mit dem Investor an, der das Gebäude an der Denmark Street gekauft hatte: Der Mietvertrag der Büroräumlichkeiten musste um ein weiteres Jahr verlängert werden. Gleichzeitig versuchten sie, wenn auch bisher erfolglos, über ihre Polizeikontakte an die fast vierzig Jahre alte Akte zum Fall Margot Bamboorough zu kommen. Sowohl Morris als auch Andy Hutchins – ein wortkarger, ernster Mann, der von allen freien Mitarbeitern am längsten für die Detektei arbeitete und dessen Multiple Sklerose sich zum Glück derzeit in Remission befand – waren zuvor bei der Met gewesen. Sie alle hatten ihre Kontakte spielen lassen, doch bislang hatte die Detektei auf ihre Anfragen lediglich Antworten erhalten wie: »Haben wohl die Mäuse gefressen« und »Verpiss dich, Strike, ich hab zu tun«.

Eines regnerischen Nachmittags folgte Strike Wiesel durch die Londoner City, wobei er darauf achtete, nicht zu offensichtlich zu humpeln. Stumm verwünschte er gerade den zweiten Straßenverkäufer, der ihm mit seinen billigen Regenschirmen im Weg stand, als sein Handy klingelte. Weil er insgeheim

damit rechnete, mit einem weiteren Problem konfrontiert zu werden, war er von dem Anruf positiv überrascht.

»Hi, Strike, George Layborn hier. Hab gehört, dass Sie den alten Fall Bamborough neu aufrollen wollen.«

Er hatte DI Layborn nur einmal im Rahmen eines Falls getroffen, bei dem Robin und Strike der Polizei eine entscheidende Hilfe gewesen waren. Er hatte den Kontakt nicht für belastbar genug gehalten, um Layborn um Hilfe bei der Beschaffung der Bamborough-Akte zu bitten.

»Hi, George. Ja, da haben Sie richtig gehört«, sagte Strike. Vor sich sah er Wiesel in eine Weinbar verschwinden.

»Wenn Sie wollen, können wir uns morgen Abend treffen«, schlug Layborn vor. »Um sechs im Feathers?«

Tags darauf hatte Strike seine Schicht mit Barclay getauscht und war auf dem Weg zu dem in der Nähe von Scotland Yard gelegenen Pub. Als er dort ankam, stand Layborn bereits am Tresen. Der untersetzte Mann mittleren Alters mit dem grauen Haar bestellte zwei London Pride, dann zogen sich der Polizist und der Detektiv mit ihren Pints an einen Tisch in der Ecke zurück.

»Mein Vater hat unter Bill Talbot am Fall Bamborough gearbeitet«, erzählte Layborn. »Er hat mit mir oft darüber gesprochen. Was haben Sie bisher?«

»Nichts. Wir haben uns die alten Zeitungsartikel durchgelesen, und ich versuche gerade, die Personen aufzuspüren, die damals in Bamboroughs Arztpraxis beschäftigt waren. Aber ohne die Fallakte sind mir mehr oder weniger die Hände gebunden. Leider wollte sie bislang niemand rausrücken.«

Layborn, der bei ihrer bisher einzigen Begegnung eine Vorliebe für fantasievolle Kraftausdrücke an den Tag gelegt hatte, wirkte an diesem Abend ungewöhnlich wortkarg. »Die Bamborough-Geschichte war ein einziges beschissenes Durcheinander«, murmelte er. »Das von Talbot wissen Sie?«

»Nein, was?«

»Er hat den Verstand verloren«, sagte Layborn. »Nervenzusammenbruch. Schon bevor er den Fall übernommen hat, war er irgendwie merkwürdig, aber das hat in den Siebzigern niemanden interessiert – sich um die geistige Gesundheit von Kollegen zu kümmern, war Schwuchtelkram. Dabei war er an und für sich ein guter Polizist. Ein paar jüngeren Kollegen war aufgefallen, wie sehr er neben der Spur war, aber denen hat man gesagt, dass sie sich um ihren eigenen Scheiß kümmern sollen. Er hatte die Ermittlungen im Bamborough-Fall schon sechs Monate lang geleitet, als seine Frau mitten in der Nacht den Notarzt rief und ihn einweisen ließ. Er wurde in den Ruhestand versetzt und konnte den Fall nicht mehr lösen. Talbot ist vor gut zehn Jahren gestorben, aber wie man hört, war er nie darüber hinweggekommen, dass er die Ermittlung vergeigt hatte. Sobald er sich wieder erholt hatte, war ihm sein Verhalten sehr peinlich.«

»Inwiefern?«

»Er hatte zu sehr auf Intuition gesetzt, Beweise nicht ordentlich gesichtet, sich nur für diejenigen Zeugenaussagen interessiert, die zu seiner Theorie passten ...«

»Die lautete, dass Creed sie entführt hatte, richtig?«

»Genau«, sagte Layborn. »Obwohl Creed damals nur als der ›Essex Butcher‹ bekannt war, weil er seine frühen Opfer in Epping Forest und Chigwell abgelegt hat.« Layborn nahm einen großen Schluck Bier. »Jackie Aylett haben sie größtenteils in einem Müllcontainer gefunden ... Dieser Creed ist eine Bestie. Ein Tier.«

»Wer hat den Fall von Talbot übernommen?«

»Ein Kollege namens Lawson, Ken Lawson«, sagte Layborn. »Aber da waren schon sechs Monate vergangen und sämtliche Spuren kalt. Talbot hat ihm ein Riesenchaos hinterlassen. Außerdem hatte Margot Bamborough ein echt schlech-

tes Timing«, fuhr Layborn fort. »Sie wissen, was einen Monat nach ihrem Verschwinden passiert ist?«

»Was denn?«

»Die Sache mit Lord Lucan«, sagte Layborn. »Wenn das Kindermädchen eines Mitglieds des englischen Hochadels erschlagen aufgefunden wird und sich besagter Adliger Hals über Kopf aus dem Staub macht, ist auf den Titelseiten nicht mehr viel Platz für eine vermisste Ärztin. Die Playboy-Bunny-Bilder hatten sie da schon gedruckt ... Dass Bamborough ein Bunny war, wussten Sie?«

»Ja«, sagte Strike.

»So hat sie sich ihr Medizinstudium finanziert«, sagte Layborn. »Mein alter Herr hat erzählt, dass die Familie sehr unglücklich war, als das ans Licht kam. Sie war stinksauer, dabei dürften die Bilder dem Fall in Wahrheit mehr Öffentlichkeit verschafft haben. So funktioniert die Welt nun mal, oder nicht?«

»Hatte Ihr Vater auch eine Theorie, was Bamboroughs Verschwinden betrifft?«, fragte Strike.

Layborn seufzte. »Um ehrlich zu sein, ging er davon aus, dass Talbot höchstwahrscheinlich recht und Creed sie entführt hatte. Es gab keinerlei Hinweise darauf, dass sie vorgehabt hätte abzutauchen – ihr Reisepass lag noch zu Hause, sie hatte keine Koffer gepackt, und Kleidungsstücke fehlten auch nicht. Sie hatte einen soliden Job, keine Geldsorgen, ein kleines Kind.«

»Eine fitte, gesunde Neunundzwanzigjährige auf einer belebten Straße zu entführen, ist aber gar nicht so leicht«, wandte Strike ein.

»Das stimmt«, sagte Layborn. »Creed hat sie sich normalerweise geschnappt, wenn sie betrunken waren. Allerdings war es ein dunkler, regnerischer Abend, und er war ein Meister darin, sich das Vertrauen seiner Opfer zu erschleichen und ihre Be-

denken zu zerstreuen. Einige von ihnen haben seine Wohnung freiwillig betreten.«

»An besagtem Abend hat man einen Lieferwagen, wie Creed ihn benutzt hat, mit überhöhter Geschwindigkeit durch die Gegend fahren sehen, oder?«

»Ja«, sagte Layborn. »Und meinem Vater zufolge hat man das nie richtig überprüft. Dass da einfach nur jemand rechtzeitig zum Abendessen zu Hause sein wollte, hat Talbot gar nicht in Betracht gezogen. Er hat die Routinechecks nicht gemacht. Zum Beispiel hab ich gehört, dass sich ein Ex-Freund von Bamborough in der Nähe herumgetrieben haben soll. Damit will ich nicht sagen, dass der sie auf dem Gewissen hat, aber Dad hat erzählt, dass Talbot die Hälfte der Zeit damit verbracht hat herauszufinden, wo dieser Ex-Freund war, als Helen Wardrop überfallen wurde.«

»Wer?«

»Eine Prostituierte. Creed hatte 1973 versucht, sie zu entführen. Wissen Sie, er war auch nicht unfehlbar. 1971 zum Beispiel konnte ihm eine gewisse Peggy Hiskett entkommen. Leider hat die Polizei nicht viel mit ihrer Beschreibung anfangen können. Weil er eine Perücke aufhatte und einen Frauenmantel trug, unter dem er sich dick ausgepolstert hatte, hat sie ausgesagt, er sei dunkelhaarig und stämmig gewesen. Am Ende haben sie Creed wegen Melody Bower erwischt – Nachtclubsängerin, sah aus wie Diana Ross. Er hat sie an einer Bushaltestelle angesprochen und ihr angeboten, sie mitzunehmen. Als sie abgelehnt hat, wollte er sie in seinen Lieferwagen zerren. Sie konnte entkommen, gab der Polizei eine brauchbare Beschreibung und sagte aus, dass er in der Nähe des Paradise Park wohne. Gegen Ende wurde er nachlässig. Hochmut kommt vor dem Fall.«

»Sie wissen ziemlich gut Bescheid, George.«

»Na ja, Dad war einer der Ersten, der nach Creeds Verhaftung dessen Kellerwohnung betreten hat. Er hat nie darüber ge-

sprochen, was er da unten gesehen hat. Dabei hat er zig brutale Bandenkriegsmorde mitbekommen – was man sich nur vorstellen kann ... Creed hat nie zugegeben, Bamborough umgebracht zu haben, aber das heißt ja nicht, dass er es nicht trotzdem getan hat. Dieser verdammte Scheißkerl wird seine Geheimnisse noch mit ins Grab nehmen. Ein bösesartiges Arschloch. Er lässt die Familien der Opfer seit Jahren im Ungewissen und deutet immer wieder weitere Morde an, ohne ins Detail zu gehen. Irgendein Journalist hat ihn Anfang der Achtziger interviewt, seitdem durfte niemand mehr mit ihm sprechen. Das Justizministerium hat eine Kontaktsperre verhängt. Creed nutzt seine Berühmtheit, um die Familien seiner Opfer zu quälen. Das ist die einzige Macht, die ihm noch geblieben ist.«

Layborn leerte sein Glas und sah auf die Uhr.

»Ich tue, was ich kann, um Ihnen die Akte zu besorgen. Mein Vater hätte gewollt, dass ich Ihnen helfe. Er hat es nie verwunden, dass der Fall ungelöst geblieben ist.«

Bis Strike seine Dachgeschosswohnung erreichte, hatte der Wind aufgefrischt. Während er aus seinem Portemonnaie die Belege für die Buchhaltung herausuchte, klapperten die regennassen Fenster in den lockeren Rahmen.

Um neun Uhr hatte er ein auf seiner einzigen Kochplatte zubereitetes Abendessen zu sich genommen, lag auf seinem Bett und nahm die Dennis-Creed-Biografie mit dem Titel *Der Dämon vom Paradise Park* zur Hand, die er vor einem Monat bestellt und die seither ungelesen auf seinem Nachttisch gelegen hatte. Er öffnete den Hosenkнопf, um der gewaltigen Portion Spaghetti, die er soeben vertilgt hatte, mehr Raum zu verschaffen, stieß einen lauten, befriedigenden Rülps aus, zündete sich eine Zigarette an, lehnte sich gegen die Kissen und schlug das Buch auf. Ganz zuvorderst war eine Zeittafel mit den wichtigsten Fakten zu Creeds vielen Vergewaltigungen und Morden abgedruckt.

- 1937 geboren in Greenwell Terrace im Londoner Stadtteil Mile End
- 1954 April: Wehrdienstantritt  
November: Vergewaltigung der Schülerin **Vicky Hornchurch** (15)  
verurteilt zu zwei Jahren Jugendarrest in der Besserungsanstalt Feltham
- 1955–61 Aufnahme mehrerer kurzzeitiger Aushilfs- und Bürotätigkeiten, Prostituiertenbesuche
- 1961 Vergewaltigung und Folter der Verkäuferin **Sheila Gaskins** (22)  
verurteilt zu fünf Jahren HMP Pentonville
- 1968 April: Entführung, Vergewaltigung und Ermordung der Schülerin **Geraldine Christie** (16)
- 1969 September: Entführung, Vergewaltigung, Folter und Ermordung der Sekretärin und Mutter eines Kindes **Jackie Aylett** (29)  
erhält von der Presse den Namen »Essex Butcher«
- 1970 Januar: zieht in Violet Coopers Kellerwohnung an der Liverpool Road in der Nähe des Paradise Park  
Anstellung als Lieferfahrer einer chemischen Reinigung  
Februar: Entführung der Kantinenköchin und dreifachen Mutter **Vera Kenny** (31). Hält sie drei Wochen in der Kellerwohnung gefangen. Vergewaltigt, foltert und ermordet sie.  
November: Entführung der Immobilienmaklerin **Noreen Sturrock** (28). Hält sie vier Wochen in der Kellerwohnung gefangen. Vergewaltigt, foltert und ermordet sie.
- 1971 August: fehlgeschlagene Entführung der Apothekerin **Peggy Hiskett** (34)
- 1972 September: Entführung der arbeitslosen **Gail**

- Wrightman** (30). Hält sie in der Kellerwohnung gefangen. Vergewaltigt und foltert sie.
- 1973** Januar: ermordet Wrightman  
Dezember: fehlgeschlagene Entführung der Prostituierten und Mutter eines Kindes **Helen Wardrop** (32)
- 1974** September: Entführung der Friseurin **Susan Meyer** (27). Hält sie in der Kellerwohnung gefangen. Vergewaltigt und foltert sie.
- 1975** Februar: Entführung der Doktorandin **Andrea Hooton** (23). Hooton und Meyer werden vier Wochen lang zusammen in der Kellerwohnung gefangen gehalten.  
März: ermordet Meyer  
April: ermordet Hooton
- 1976** 25. Januar: versuchte Entführung der Nachtclubsängerin **Melody Bower** (26)  
31. Januar: Identifizierung Creeds durch seine Vermieterin Violet Cooper anhand eines Phantombilds  
2. Februar: Verhaftung

Strike blätterte um und überflog die Einleitung, die das einzige Interview enthielt, das Creeds Mutter Agnes Waite jemals gegeben hatte.

...Zunächst erzählte sie mir, dass Creeds Geburtsurkunde mit einem falschen Datum versehen war.

»Da steht 20. Dezember, richtig?«, fragte sie mich. »Aber das stimmt nicht. Er kam am 19. November zur Welt. Als er die Geburt angezeigt hat, hat er gelogen, weil da die Frist schon abgelaufen war.«

»Er« bezieht sich auf Agnes' Stiefvater, den in der Gegend für seine Gewaltausbrüche gefürchteten William Awdry.

»Er hat mir das Kind gleich nach der Geburt aus den Armen gerissen und gesagt, dass er es umbringen will. In der Außentoilette ersäufen. Ich hab ihn angefleht, das Baby am Leben zu lassen. Bis dahin wusste ich nicht mal, ob ich wollte, dass es lebt oder nicht, aber sobald ich es gesehen und in den Armen gehalten hatte ... Dennis war stark, er wollte leben. Das hat man deutlich gespürt. Das ging noch wochenlang so – Awdry hat immer wieder gedroht, ihn umzubringen. Bis die Nachbarn gehört haben, dass da ein Baby schreit, und vielleicht auch, was [Awdry] ihm antun wollte. Da konnte er es nicht mehr verstecken. Er hatte zu lange gewartet. Nur deshalb hat er die Geburt angezeigt, aber beim Datum gelogen, damit niemand fragt, wieso er so lang dafür gebraucht hat. Und keiner hat ihnen gesteckt, dass das Baby schon früher gekommen war – jedenfalls keiner, auf den sie gehört hätten. Eine Hebamme oder so hatte ich ja nicht ...«

Creed schrieb mir oft ausführliche Briefe, wenn die Zeit im persönlichen Gespräch für seine Schilderungen nicht reichte. Monate später erhielt ich folgendes Schreiben, in dem er seine eigenen Vermutungen über seine Herkunft darlegt.

»Wenn ich in den Spiegel sah, starrte mir mein Stiefgroßvater entgegen. Je älter ich wurde, umso stärker wurde die Ähnlichkeit. Ich hatte seine Augen, die gleiche Ohrenform, die gleiche blasse Haut und den langen Hals. Er war größer als ich und maskuliner, und ich glaube, dass er mich auch deshalb so sehr verabscheut hat, weil ich wie eine schwächere, weibische Version seiner selbst aussah. Er verachtete Verletzlichkeit ...«

»Aber sicher war Dennis von ihm«, erklärte Agnes. »Das Ganze fing an, als ich dreizehn war. Ich durfte ja nie raus und hatte auch nie einen Freund. Als meine Mutter bemerkte, dass ich schwanger war, behauptete [Awdry], ich

hätte mich aus dem Haus geschlichen, um jemanden zu treffen. Was hätte er auch sonst sagen sollen? Mum hat ihm geglaubt oder zumindest so getan.«

Kurz vor Dennis' zweitem Geburtstag floh Agnes aus dem Haus ihres Stiefvaters. Zu diesem Zeitpunkt war sie sechzehneinhalb.

»Ich wollte Dennis mitnehmen, aber ich musste mitten in der Nacht abhauen und durfte keinen Lärm machen. Ich wusste nicht, wohin, hatte keine Arbeit und kein Geld, nur einen Freund, der mir versprochen hatte, dass er sich um mich kümmert. Zu dem bin ich.«

Sie sollte ihren Erstgeborenen nur noch zwei weitere Male sehen. Als sie erfuhr, dass William Awdry wegen Körperverletzung zu neun Monaten Gefängnis verurteilt worden war, kehrte sie ins Haus ihrer Mutter zurück – in der Hoffnung, Dennis heimlich mitnehmen zu können.

»Ich habe [Agnes' erstem Ehemann] Bert erzählt, dass Dennis mein Neffe wäre, weil Bert von der ganzen Sache nichts wusste. Aber Dennis hat sich nicht mehr an mich erinnert. Er wollte bei meiner Mum bleiben und nicht mal mehr mit mir reden, und Mum meinte, jetzt wäre es zu spät und ich hätte ihn damals eben nicht einfach zurücklassen dürfen. Also ging ich ohne ihn.«

Zum letzten Mal begegnete sie ihrem Sohn von Angesicht zu Angesicht, als sie zu seiner Grundschule fuhr und ihn über den Zaun hinweg zu sich rief. Obwohl er damals erst fünf Jahre alt war, behauptete Creed im zweiten Interview, das ich mit ihm führte, sich an diese letzte Begegnung zu erinnern.

»Sie war eine dünne, nicht besonders hübsche Frau und angezogen wie eine Nutte«, sagte er. »Sie sah nicht aus wie die anderen Mütter. Man wusste sofort, dass sie keine achtbare Person war. Ich wollte nicht, dass die anderen Kinder

sahen, wie ich mit ihr redete. Sie stellte sich mir als meine Mutter vor, was ich bestritt, obwohl ich natürlich wusste, dass es die Wahrheit war. Ich bin vor ihr weggelaufen.«

»Er wollte nichts mit mir zu tun haben«, sagte Agnes. »Da habe ich aufgegeben. Zurück wollte ich auch nicht, weil Awdry da schon wieder raus war. Wenigstens ging Dennis zur Schule. Er sah sauber und ordentlich aus ... Ich hab mich oft gefragt, wie es ihm wohl geht und so«, berichtete Agnes. »Das ist doch ganz normal. Ein Mann versteht nicht, wie das ist, wenn Kinder aus einem rauskommen. Ja, ich hab mich oft gefragt, wie es ihm geht, aber dann hat Bert die Stelle bei der Post bekommen, und wir sind in den Norden gezogen. Ich war nie wieder in London, nicht mal als meine Mum gestorben ist, weil Awdry überall herumerzählt hat, dass er mich fertigmacht, wenn ich noch mal auftauche.«

Als ich Agnes in Romford besuchte, erzählte ich ihr, dass ich Dennis erst eine Woche zuvor getroffen hätte. Sie wollte nur eines wissen: »Angeblich ist er sehr schlau, stimmt das?«

Ich antwortete, er sei zweifellos intelligent. In diesem Punkt seien sich all seine Psychiater einig. Die Wärter hatten mir erzählt, dass er viel las, insbesondere psychologische Fachliteratur.

»Woher er das wohl hat? Von mir bestimmt nicht ... Ich hab alles über ihn in der Zeitung gelesen. Ich hab ihn im Fernsehen gesehen. Ich weiß, was er getan hat. Schrecklich, einfach schrecklich. Wie kann man so etwas tun? Nach der Gerichtsverhandlung hab ich mich erinnert, wie er gleich nach der Geburt nackt und blutig auf dem Linoleum lag und mein Stiefvater gedroht hat, ihn zu ersäufen, und eines weiß ich heute ganz sicher«, sagte Agnes. »Ich hätte ihn machen lassen sollen.«

Strike drückte seine Zigarette aus und griff nach der Tennent's-Dose neben dem Aschenbecher. Leichter Regen prasselte gegen die Fensterscheibe. Er blätterte weiter, bis eine Stelle im zweiten Kapitel seine Aufmerksamkeit erregte.

...Großmutter Ena entweder nicht willens oder nicht imstande, das jüngste Mitglied des Haushalts vor den zunehmend sadistischen Bestrafungsmethoden ihres Ehemanns zu beschützen.

Mit Vorliebe demütigte Awdry Dennis wegen seines Bettnässens. Sein Stiefgroßvater schüttete einen Eimer Wasser in sein Bett und zwang ihn, in den nassen Laken zu schlafen. Creed berichtete, dass er des Öfteren in der durchnässten Schlafanzug hose zum Laden an der Ecke habe gehen müssen, um für Awdry Zigaretten zu holen.

»Ich flüchtete mich in Tagträume«, schrieb mir Creed später. »In meiner Fantasie war ich völlig frei und glücklich. Schon damals gab es gewisse Requisiten in der echten Welt, die ich in mein geheimes Traumleben einbaute, bestimmte Dinge, die in meinen Fantasien eine totemhafte Macht erlangten.«

Mit zwölf Jahren entdeckte Dennis die Freuden des Voyeurismus.

»Es hat mich erregt«, schrieb er mir nach dem dritten Interview, »eine Frau zu beobachten, die nicht wusste, dass sie beobachtet wurde. Ich habe bei meinen Schwestern gespannt. Ich habe mich vor erleuchtete Fenster geschlichen, und wenn ich Glück hatte, konnte ich einer Frau oder einem Mädchen beim Ausziehen zusehen oder beim Zurechtmachen und manchmal sogar etwas nackte Haut erspähen. Das erregte mich nicht nur wegen der offensichtlich sexuellen Komponente, sondern auch weil es mir ein Gefühl von Macht verlieh. Es war, als würde ich etwas von

ihrer Essenz stehlen, ihnen etwas Privates und Geheimes wegnehmen.«

Schon bald ging er dazu über, Unterwäsche von den Leinen der Nachbarinnen und sogar von seiner Großmutter Ena zu stehlen. Diese trug er heimlich, und er masturbierte ...

Strike gähnte und blätterte weiter, bis ihm ein Abschnitt im vierten Kapitel ins Auge fiel.

... ein unauffälliger Mitarbeiter der Poststelle von Fleetwood Electric, der seine Kollegen einmal damit verblüffte, dass er nach Feierabend beim gemeinsamen Besuch eines Lokals einen Frauenmantel überzog und die Sängerin Kay Starr imitierte.

»Da stand der kleine Dennis in Jennys Mantel und gab ›Wheel of Fortune‹ zum Besten«, erzählte eine Mitarbeiterin, die anonym bleiben wollte, nach Creeds Verhaftung der Presse. »Den älteren Kollegen gefiel das gar nicht. Manche glaubten, dass er, na ja, schwul war. Aber wir Jüngeren haben ihm zugejubelt. Danach ging er ein bisschen mehr aus sich heraus.«

Creeds geheime Tagträume hatten allerdings wenig mit Kleinkunst und Amateurgesang im Pub zu tun. Niemand, der den leicht beschwipsten Sechzehnjährigen auf der Bühne sah, ahnte, dass seine Fantasien zunehmend sadistischer wurden. Die Kollegen bei Fleetwood Electric fielen aus allen Wolken, als der »kleine Dennis« verhaftet wurde, weil er Sheila Gaskins, eine zweiundzwanzigjährige Verkäuferin, der er spätabends von einer Bushaltestelle gefolgt war, misshandelt und vergewaltigt hatte. Nur weil ein Nachwächter auf Geräusche in einer Seitengasse aufmerksam wurde und Creed verscheuchte, überlebte Gaskins den Angriff und konnte gegen ihn aussagen.

Creed wurde zu fünf Jahren im Gefängnis HMP Pentonville verurteilt. Dies war das letzte Mal, dass Creed einem spontanen Impuls nachgab.

Nachdem er sich eine weitere Zigarette angezündet hatte, blätterte Strike durch die nächsten zehn Kapitel, bis ihm ein vertrauter Name ins Auge fiel.

...am 11. Oktober 1974 Dr. Margot Bamborough, eine Ärztin aus Clerkenwell.

DI Bill Talbot, der die Ermittlungen leitete, erkannte sofort, dass die junge Ärztin unter ähnlichen Umständen verschwunden war wie zuvor Vera Kenny und Gail Wrightman.

Sowohl Kenny als auch Wrightman waren an regnerischen Abenden entführt worden, an denen verschwommene Windschutzscheiben und die allgegenwärtigen Regenschirme die Wahrnehmung etwaiger Zeugen eingeschränkt hatten. Auch an dem Abend, als Margot Bamborough verschwand, regnete es stark.

Sowohl kurz vor Kennys als auch vor Wrightmans Entführung hatten Zeugen einen kleineren Lieferwagen mit mutmaßlich gefälschten Nummernschildern in der unmittelbaren Umgebung gesehen. Nach Margots Verschwinden sagten unabhängig voneinander drei Zeugen aus, am entscheidenden Abend ein ähnliches Fahrzeug, einen weißen Lieferwagen, in der Nähe der Praxis beobachtet zu haben.

Noch interessanter ist der Augenzeugenbericht einer Autofahrerin, die zwei Frauen auf der Straße bemerkt hatte: Die eine schien gebrechlich oder aus einem anderen Grund unsicher auf den Beinen gewesen zu sein und war von der zweiten gestützt worden. Talbot stellte sofort die Verbindung zur betrunkenen Vera Kenny her, die man dabei beobachtet hatte, wie sie allem Anschein nach mit einer anderen Frau

in einen Lieferwagen gestiegen war, sowie zur Aussage von Peggy Hiskett, der zufolge ein als Frau verkleideter Mann sie an einer einsamen Bushaltestelle dazu hatte überreden wollen, mit ihm ein Bier zu trinken, und dann zunehmend aggressiv wurde. Glücklicherweise gelang es ihr, den Fahrer eines vorbeikommenden Autos auf sich aufmerksam zu machen.

Talbot war überzeugt davon, dass Bamborough dem Serienmörder zum Opfer gefallen war, den die Presse den »Essex Butcher« getauft hatte, und ...

Strikes Telefon klingelte. Weil er die Seite nicht verschlagen wollte, griff er danach und nahm den Anruf entgegen, ohne zuvor auf das Display zu sehen.

»Strike.«

»Hallo, Bluey«, sagte eine sanfte Frauenstimme.

Strike legte das Buch mit dem Rücken nach oben aufs Bett. In der darauffolgenden Pause konnte er Charlotte atmen hören.

»Was willst du?«

»Mit dir reden«, sagte sie.

»Worüber?«

»Keine Ahnung.« Sie lachte kurz. »Such's dir aus.«

Strike kannte diese Stimmung. Sie hatte bereits eine halbe Flasche Wein oder mehrere Whiskys intus. In einem bestimmten Zustand der Trunkenheit – nein, es war nicht unbedingt Trunkenheit, sondern eher alkoholinduzierte Sanftmut – kam die liebenswerte, sogar amüsante, aber noch nicht streitlustige oder weinerliche Charlotte zum Vorschein. Strikes angeborene schonungslose Ehrlichkeit nötigte ihn, sich den Tatsachen des Lebens und den sich daraus ergebenden unangenehmen Konsequenzen zu stellen, und so hatte er sich gegen Ende ihrer Verlobung gefragt, wie realistisch oder vernünftig es war, sich eine stets leicht angetrunkene Frau zu wünschen.

»Du hast nicht zurückgerufen«, sagte Charlotte. »Ich hab bei

deiner Robin eine Nachricht hinterlassen. Hat sie dir nichts von mir ausgerichtet?»

»Doch, hat sie.«

»Aber du hast nicht zurückgerufen.«

»Was willst du, Charlotte?»

Der vernünftige Teil seines Gehirns befahl ihm, sofort aufzulegen; trotzdem hielt er sich weiter das Handy ans Ohr, lauschte und wartete. Lange Jahre war sie wie eine Droge für ihn gewesen. Oder eine Krankheit.

»Interessant«, sagte Charlotte träumerisch. »Ich hätte gewettet, dass sie dir nicht von meinem Anruf erzählt.«

Er schwieg.

»Seid ihr schon zusammen? Sie sieht ja nicht schlecht aus. Und immer zur Stelle. Immer verfügbar. Wie prakti...«

»Weshalb rufst du an?»

»Weil ich mit dir reden will, hab ich doch gesagt... Weißt du, was heute für ein Tag ist? Der erste Geburtstag der Zwillinge. Die ganze *famille Ross* ist angetanzt und scharwenzelt um sie herum. Bis gerade eben hatte ich den ganzen Tag über keine Minute für mich allein.«

Er wusste natürlich, dass sie Zwillinge bekommen hatte. Es hatte in der *Times* gestanden, weil sie in eine Aristokratenfamilie eingehiratet hatte, die ihre Geburten, Hochzeiten und Todesfälle öffentlich bekannt zu geben pflegte. Strike hatte es allerdings nicht aus der Zeitung, sondern von Ilsa erfahren. Sobald sie ihm die Neuigkeit mitgeteilt hatte, war ihm wieder eingefallen, was Charlotte ihm ein gutes Jahr zuvor – nachdem sie ihn mittels eines Tricks in ein Restaurant gelockt hatte – erzählt hatte: *Das Einzige, was mich die Schwangerschaft durchstehen lässt, ist der Gedanke, dass ich abhauen kann, sobald ich sie zur Welt gebracht habe.*

Charlotte hatte eine Frühgeburt gehabt und war nicht abgehauen.

*Ein Mann versteht nicht, wie das ist, wenn Kinder aus einem rauskommen.*

Im vergangenen Jahr hatte Strike zwei ganz ähnliche Anrufe von Charlotte erhalten, beide spätnachts, beide in angetrunkenem Zustand. Das erste Gespräch hatte er nach wenigen Sekunden beendet, weil Robin angerufen hatte. Beim zweiten Anruf hatte Charlotte nach ein paar Minuten einfach aufgelegt.

»Niemand hat damit gerechnet, dass sie überleben, weißt du?«, sagte Charlotte jetzt. »Es war« – sie senkte die Stimme – »ein Wunder.«

»Deine Kinder haben Geburtstag, da will ich dich nicht länger aufhalten«, sagte Strike. »Gute Nacht, Char...«

»Leg nicht auf«, sagte sie mit plötzlicher Dringlichkeit. »Bitte, bitte leg nicht auf!«

*Leg auf*, befahl ihm die Stimme in seinem Kopf. Er blieb dran.

»Sie schlafen, sie schlafen ganz fest. Sie wissen ja nicht, dass sie Geburtstag haben. Das Ganze ist eine einzige Farce. Wir feiern den Jahrestag eines beschissenen Albtraums. Es war grauenhaft, sie haben mich aufgeschnitten...«

»Ich muss jetzt aufhören«, sagte er. »Ich hab zu tun.«

»Bitte.« Sie schien den Tränen nahe. »Bluey, ich bin so unglücklich. Du kannst dir nicht vorstellen, wie beschissen es mir geht...«

»Du bist eine verheiratete Frau mit zwei Kindern«, erwiderte er schonungslos, »und ich bin nicht die Telefonseelsorge. Im Notfall gibt es genug Anlaufstellen, an die du dich wenden kannst. Gute Nacht, Charlotte.«

Er legte auf.

Der Regen prasselte jetzt heftiger gegen das dunkle Fenster. Das aufgeschlagene Buch lag verkehrt herum auf dem Bett, und vom Umschlag sah Dennis Creed ihn kopfstehend an. Nur

die wimpernlosen Augen schienen richtig herum zu sitzen, was ihnen eine unheimliche Lebendigkeit verlieh. Eine höchst beunruhigende optische Täuschung.

Strike nahm das Buch wieder zur Hand und las weiter.

*Mein guter Herr, ich will in Freundschaft bitten,  
Dass Ihr mit gleicher Münze mir bezahlt  
Die Wunden, die im Kampfe ich erlitten  
Bei für Euch unternomm'ner Aventür'.*

EDMUND SPENSER  
*Die Feenkönigin*

Die Zeit verging, ohne dass George Layborn es geschafft hätte, ihnen die Akte Bamborough zu besorgen. Irgendwann stand Robins Geburtstag bevor. Zum ersten Mal in ihrem Leben verspürte Robin an diesem Tag keine freudige Aufregung, sondern leichte Niedergeschlagenheit, als sie morgens aufwachte. Jetzt war sie neunundzwanzig. Ein merkwürdiges Alter. Kein Meilenstein, eher ein kurzer Zwischenstopp auf der Reise. »Nächster Halt: DREISSIG«. Sie blieb noch eine Weile liegen. Dann fiel ihr ein, was ihre Lieblingscousine Katie gesagt hatte, als Robin zuletzt bei ihren Eltern gewesen war und Katies zweijährigem Sohn dabei geholfen hatte, aus Knetmasse Monster zu formen, die dann auf seinem Tonka-Spielzeuglastwagen fahren konnten: »Irgendwie bist du in eine andere Richtung unterwegs als wir.« Katie hatte Robins Gesichtsausdruck bemerkt und ihre Worte sofort bereut. »So war das nicht gemeint! Du bist doch glücklich damit. Du bist frei! Weißt du«, hatte sie unaufrichtig hinzugefügt, »manchmal beneide ich dich.«

